Jahrgang 1967 Nummer 4

ZEITSCHRIFT FÜR DIE GESCHICHTE DER JUDEN

HERAUSGEGEBEN
VON
HUGO GOLD

ALAMENU
TEL AVIV ISRAEL

Zeitschrift für die Geschichte der Juden

Tel-Aviv, P.O.B. 3002, (Israel)

Erscheint vierteljährlich **IV. Jahrgang 1967 No. 4**

Aus dem Inhalt:

Dr. Erwin Lichtenstein (Tel-Aviv)
Die Juden in Danzig (1933—1939) 199

Prof. Arthur Freud (Jerusalem)
Vom Judendeutsch in Mitteleuropa 219

Oberrabbiner Elias Katz (Bratislava)
Der Ring und die Klagemauer 225

Dr. Ernst R. v. Rutkowski (Wien)
Das Schicksal des Oberleutnants in der Reserve Dr. Leon Lebensrat im Weltkrieg 1914—1918 231

Dr. Arthur Stern (Jerusalem)
Stefan Zweig und sein Freitod / Eine psychologisch-psychiatrische Betrachtung 249

Hildegard Biermann (New York)
Vorfahren und Familienangehörige von Rabbiner Dr. Leo Baeck 260

*

Literaturbeilage
mit Buchbesprechungen von **Zeev Barth, Dr. K. J. Ball-Kaduri, Hugo Gold, Prof. Dr. H. Sternberg und Prof. Dr. H. Zohn** 261

*

Jeder Beitrag erscheint unter eigener Verantwortung des Verfassers. Für Manuskripte, die nicht im Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, wird keine rechtliche Haftung übernommen. / Es wird gebeten Manuskripte einseitig zu schreiben — erwünscht mit Schreibmaschine. / Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Bücher wird nicht übernommen.

Nachdruck nur mit ausdrücklicher vorheriger Genehmigung des Verlages und des Autors gestattet

Redaktion und Verlag PUBLISHING HOUSE "OLAMENU"
Tel-Aviv, P.O.B. 3002 Tel. 220025 ISRAEL
Herausgeber und Chefredakteur — HUGO GOLD, Tel-Aviv

Abonnement (nur ganzjährig) US $ 8.50, DM 34.— ö.S. 250.—

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

Dr. Erwin Lichtenstein (Tel-Aviv)

DIE JUDEN IN DANZIG (1933—1939)

Die Geschichte der Juden in Danzig in den Jahren 1933—1939 unterscheidet sich in besonderer Art von der Geschichte aller anderen Gemeinden im deutschen Sprachbereich und rechtfertigt dadurch eine besondere Darstellung. Die eigenartige Situation Danzigs brachte es mit sich, dass hier von 1933 bis 1937 das Leben der Juden einen Aufschwung eigener Art erfuhr, und auf der anderen Seite sahen sich die Danziger Juden in der Zeit von 1937 bis zum Beginn des Weltkrieges genötigt, eine planmässige Gesamtauswanderung durchzuführen, wie sie gleichfalls an anderer Stelle nicht in Erscheinung trat und wohl auch nicht in Erscheinung treten konnte. Um diese eigenartige Gestaltung der Situation der Juden in Danzig zu verstehen, ist es notwendig, die besondere völkerrechtliche Stellung der Freien Stadt Danzig kurz darzustellen, und des weiteren auf die Rolle einzugehen, die Danzig im Rahmen der deutsch-polnischen Beziehungen von 1933 bis zum Ausbruch des Weltkrieges spielte, eine Rolle, die letzten Endes darin gipfelte, das Stichwort zum Aufmarsch der Fronten des zweiten Weltkrieges zu geben. Auf den bewegten Fluten der deutsch-polnischen Beziehungen tanzte das Schiff der Danziger Juden, und seine Steuerleute sahen sich vor die Aufgabe gestellt, die Strömungen und Wirbel auszunutzen, um ihr Schiff unter möglichst geringer Beschädigung und unter möglichst geringem Verlust an Menschenleben — nicht in den Hafen, sondern aus dem Hafen heraus auf die hohe See zu bringen.

I. DANZIGS VÖLKERRECHTLICHE STELLUNG

Die Freie Stadt Danzig wurde, anknüpfend an die historische Gestaltung dieses Gebietes vor ihrer Einverleibung in Preussen durch den Versailler Vertrag von 1919 erneut ins Leben gerufen, um die widerstreitenden Interessen Deutschlands und des wiedererstandenen Polens in einer Kompromisslösung auszugleichen. Die Stadt Danzig und das sie umgebende Landgebiet bis zum Frischen Haff im Osten, bis Zoppot im Westen, wurden zu einem selbständigen Staat gemacht, dessen Selbständigkeit freilich von Geburt an, um Polen den gewünschten Zugang zum Meer zu geben, starken Einschränkungen unterworfen war. Danzig wurde in das polnische Zollgebiet eingeschlossen, seine Zollbeamten hatten vom Finanzministerium in Warschau ihre Anweisungen entgegenzunehmen, aussenpolitisch wurde es durch Polen völkerrechtlich vertreten, das

Eisenbahnwesen war dem polnischen angegliedert, der Hafen unterstand einem paritätischen Danzig — polnischen Ausschuss mit einem neutralen Vorsitzenden an der Spitze, die polnische Minderheit in Danzig (etwa 5%) hatte besondere Rechte auf dem Gebiet des Vereins- und des Schulwesens, und schliesslich sass in Danzig ein Kommissar des Völkerbundes, der die Aufgabe hatte, Streitfälle zwischen Danzig und Polen in erster Instanz zu entscheiden und über die Innehaltung der vom Völkerbund genehmigten Verfassung der Freien Stadt Danzig zu wachen, während in zweiter Instanz der Rat in Genf als Schiedsrichter fungierte.

Alle diese Beschränkungen der Freien Stadt führten dazu, dass Polen sie lediglich als ein autonomes Gebilde innerhalb seines Staatsgebietes ansah, während Danzig (und Deutschland) die Freie Stadt als ein Gebilde mit souveränem Charakter erklärten. Sicher war, dass die besondere Konstruktion, die hier geschaffen worden war, weder unter dem einen noch unter dem anderen Begriff sich unzweideutig einreihen liess, wenn auch die Tatsache, dass der Völkerbund zwischen Danzig und Polen als Schiedsrichter fungierte, dafür sprach, dass beide nicht als zu einem Staate gehörig, sondern als zwei Staaten betrachtet wurden.

In jedem Fall war Danzig, dessen Bewohner zum überwiegenden Teile Deutsche waren, wirtschaftlich mit Polen aufs engste verbunden. Polens Getreide und Holz wurden über Danzig exportiert, und als Polen auf Grund von Schwierigkeiten, die gelegentlich eines Streiks der Hafenarbeiter beim Ausladen von Munition für Polen entstanden, damit begann, in Gdingen, 20 Km von Danzig entfernt, einen eigenen Hafen auszubauen, litt das Danziger Wirtschaftsleben erheblich unter dieser Konkurrenz.

II. DIE ZUSAMMENSETZUNG DER DANZIGER JUDEN

In Danzig gab es ein jüdisches Gemeindeleben seit dem 18. Jahrhundert. Anfangs durften Juden nur in den Vororten leben, seit der französischen Besetzung Danzigs waren sie auch innerhalb der Stadtgrenzen zugelassen. Im Jahre 1883 schlossen sich die einzelnen Vorort-Gemeinden zur "Synagogengemeinde zu Danzig" zusammen, und bald danach wurde die Grosse Synagoge an der Reitbahn errichtet, neben der die alte Synagoge auf Mattenbuden als Bethaus der Orthodoxie bestehen blieb. In den Städten Zoppot, Neuteich und Tiegenhof gab es besondere Synagogengemeinden. In den zwanziger Jahren entstand in dem Vorort Langfuhr ein Synagogenverein, der eine eigene Synagoge erhielt.

Die alt-ansässigen Juden erhielten nach Gründung des Freistaates beträchtlichen Zuzug. Einerseits verlegten zahlreiche deutsche Juden aus den an Polen abgetretenen Provinzen Posen und Westpreussen ihren Wohnsitz nach Danzig. Auf der anderen Seite fand eine grosse Auswanderungswelle aus Russland und später aus Polen ihren Weg über Danzig nach Amerika. Ein erheblicher Teil dieser Auswanderer blieb in dem wirtschaftlich günstig gelegenen Freistaat und liess die dortige jüdische Bevölkerung von etwa 3000 Juden auf mehr als das Doppelte

anwachsen. Während die Schicht der alteingesessenen Juden vor allem in den akademischen Berufen und im Detailhandel sich betätigte, gingen die potenten Elemente unter den Neueinwanderern vor allem in den Exporthandel, in dem sie eine wichtige Rolle spielten, während die wirtschaftlich schwächeren unter ihnen sich als Handwerker und Händler ernährten.

Der Staatsangehörigkeit nach bestand der alte Kern der Gemeinde aus Danzigern, während die nach 1919 hinzugekommenen Juden zu einem grossen Teil die polnische Staatsangehörigkeit besassen, zu einem kleineren die deutsche, und schliesslich zu einem erheblichen Prozentsatz überhaupt keine Staatsangehörigkeit.

III. DIE NATIONALSOZIALISTEN KOMMEN ZUR MACHT

Im April 1933 und 1935 fanden in Danzig Neuwahlen zum Volkstag statt. Sie erbrachten zunächst eine Minderheit, dann eine ganz knappe Mehrheit für die Nationalsozialisten. Das Wahlprüfungsgericht stellte fest, dass zahlreiche Wahlbeeinflussungen vorgekommen seien, erklärte jedoch, dass diese das Wahlergebnis nicht entscheidend beeinflusst hätten. An die Spitze des neuen Senats (Regierung), der sich auf eine Koalition aus Nationalsozialisten, Deutschnationalen und Zentrum stützte, wurde von dem Gauleiter der Nationalsozialisten, Forster (der als eine Art inoffizieller Staatspräsident fungierte), der Bauernführer Dr. Hermann Rauschning berufen. Rauschning hatte die Aufgabe, die wirtschaftliche Funktion Danzigs als Vermittlerin zwischen Deutschland und Polen zu betonen und den Weg zu dem Abkommen zwischen Hitler und Pilsudski zu bahnen. Er hatte demgemäss vor allem die absolute Verfassungs- und Vertragstreue der Nationalsozialisten unter Beweis zu stellen, um Polen keinen Anlass zu bieten, Danzig zu boykottieren. Im Hinblick auf die grosse Rolle, welche die Juden sowohl im polnischen Getreide- und Holzgeschäft als auch im Danziger Wirtschaftsleben spielten, suchte er, der als Landwirt selbst mit jüdischen Firmen in Geschäftsbeziehungen gestanden hatte, einen Weg, um einen jüdischen Boykott gegen Danzig zu vermeiden. Er empfing eine Delegation von jüdischen Wirtschaftlern und gab ihnen beruhigende Erklärungen in der Richtung ab, dass den Juden in Danzig alle ihnen nach der Verfassung zustehenden Rechte gewahrt bleiben würden. Ferner nahm er Veranlassung, eine entsprechende Erklärung in die Kongresszeitung des Karlsbader Zionistenkongresses zu lancieren, an dem von Danzig aus der Rechtsanwalt Bernhard Rosenbaum teilnahm. In der Tat wurde in Danzig keines der Gesetze eingeführt, die in Deutschland zur Beseitigung der Juden aus den akademischen Berufen, der Beamtenschaft, den Schulen, Hochschulen usw. erlassen worden waren. Die Juden behielten ihre beruflichen Positionen bei, sie blieben Anwälte, Ärzte, Beamte, besuchten die Schulen und Hochschulen weiter. Von Staats wegen schien sich nichts geändert zu haben.

Dagegen verstärkte sich der Druck gegen die Juden von Seiten der Nationalsozialistischen Partei und ihrer Unterorganisationen. Dies äusserte sich anfangs nur darin, dass in den Berufsvereinen der Ärzte und

Anwälte die jüdischen Mitglieder aus den Vorstandsämtern herausgewählt wurden, später auch in den öffentlich-rechtlichen Berufskörperschaften wie Ärztekammer, Anwaltskammer, Handelskammer. Die Klientel der jüdischen Anwälte, die Patienten der jüdischen Ärzte, soweit sie Mitglieder nationalsozialistischer Organisationen hatten werden müssen, wurden unter Druck gesetzt, von ihren jüdischen Beratern fortzugehen. In den Schulen setzte ein Terror gegen die jüdischen Kinder von Seiten ihrer Mitschüler ein, gegen den selbst wohlgesinnte Lehrer nichts zu unternehmen wagten. Die jüdischen Angestellten und Arbeiter wurden nach und nach entlassen. Die grossen jüdischen Unternehmungen, besonders die Exportfirmen, blieben dagegen unberührt. So sah die Lage im Jahre 1933 und 1934 aus.

IV. JÜDISCHE SELBSTHILFE

Die ersten Versuche einer Abwehr fanden in den Kreisen der jüdischen Ärzte und Anwälte statt. Diese gründeten im Sommer 1933 zusammen mit den Zahnärzten und Apothekern einen "Verein jüdischer Akademiker", der sich mit Beschwerden an die Regierung wandte. Die Erfolge waren verschieden. Im allgemeinen ging die Haltung der Regierung dahin, auf die Innehaltung der Verfassung hinzuweisen. Als zweite Gruppe organisierte sich die Vereinigung jüdischer Arbeitnehmer. Ihre Position war insofern günstiger, als sie sich zu Gunsten der jüdischen Arbeitnehmer auf die allgemeinen Schutzbestimmungen zu Gunsten entlassener Arbeitnehmer stützen konnte. So erreichte sie fast immer erhebliche Abfindungssummen für entlassene jüdische Angestellte und Arbeiter und organisierte darüber hinaus eine Arbeitsvermittlung, die von den Behörden geduldet wurde und es erreichte, dass nach und nach alle jüdischen Arbeitnehmer bei jüdischen Arbeitgebern untergebracht wurden. Im Laufe der Zeit wurde diese Vereinigung, ebenso wie die Vereinigung der polnischen Arbeitnehmer, als die zuständige Organisation der jüdischen Arbeitnehmer beim Arbeitsgericht zugelassen, aus dem Kreise ihrer Mitglieder wurden Beisitzer zum Arbeitsgericht und zum Landesarbeitsgericht, der Berufungsinstanz, berufen. Diese erfolgreiche Tätigkeit bewirkte, dass sich die jüdischen Arbeitnehmer vollzählig der Vereinigung anschlossen, so verschieden sie nach Herkunft, Vorbildung und politischer Einstellung auch sein mochten. Als dritter Verband entstand die Organisation der Handwerker und Gewerbetreibenden, die jedoch nie die Bedeutung der anderen beiden Gruppen erreichte, da sich ihr wohl die kleinen Existenzen anschlossen, die grossen Handelsfirmen in jener Zeit jedoch noch keine Notwendigkeit dazu verspürten.

So waren die jüdischen Wirtschaftskreise in einen gewissen organisatorischen Rahmen gebracht und bemühten sich, mit einem gemeinsamen Ausschuss an der Spitze, diejenigen Massnahmen im Interesse ihrer Mitglieder zu treffen, welche die Synagogengemeinde auf Grund ihrer Verfassung und ihrer — zumindest bis dahin — auf Kultus und Soziales beschränkten Tätigkeit nicht glaubte behandeln zu können. Es bestand in jener Anfangsperiode die Befürchtung, dass die Gemeinde, der gegenüber der Staat ein Aufsichtsrecht besass, in Schwierigkeiten kommen

könnte, wenn sie sich z.B. an den Völkerbundskommissar mit Beschwerden wenden würde. Und so wurde in der Organisation der Wirtschaftsverbände vorsorglich die Instanz geschaffen, die späterhin den Kontakt mit dem Kommissar und mit dem Genfer Rat aufnehmen sollte. Es muss an dieser Stelle des Mannes gedacht werden, der als Vorsitzender der Wirtschaftsverbände mit ungewöhnlicher Energie und vorbehaltlosem Einsatz seiner Person die Schritte unternahm, die der Gemeinde erspart werden sollten, des Rechtsanwalts Walter Gerson, der den Kontakt nach Genf suchte und fand. Das Geschick wollte es, dass gerade dieser Mann zu Beginn des Krieges in einem Karpathenkurort, wo er mit seiner Familie auf das Zertifikat nach Palästina wartete, von den einrückenden Deutschen verhaftet und zusammen mit seinem jungen Sohn und seinem Schwager erschossen wurde.

V. DIE GEMEINDELEITUNG WIRD AKTIV

Erst im Herbst 1933 griff auch die Leitung der Synagogengemeinde aktiver in die Gestaltung des jüdischen Lebens unter der Herrschaft der Nationalsozialisten ein. Der bisherige Vorsitzende des Vorstandes, Justizrat Zander, trat aus Gesundheitsgründen zurück, desgleichen der langjährige Rendant der Gemeinde, Levy. Der neue Vorstand bestand zu gleichen Teilen aus Liberalen und Zionisten. Vorsitzender wurde Senatsrat Ernst Berent, sein Stellvertreter der Rechtsanwalt Bernhard Rosenbaum. Ernst Berent war einer der höchsten Beamten der Verwaltung der Stadtgemeinde Danzig, Leiter ihrer Grundstücksverwaltung und Dezernent für die Städtische Sparkasse. Seine Stellung entsprach der eines Staatssekretärs, den nur die Tatsache, dass er Jude war, daran hinderte, Senator und damit Mitglied der Regierung zu werden. Auch die neue Regierung wagte nicht, ihn zu entlassen, sondern berief ihn in ein unpolitisches Dezernat, das ihn freilich so wenig in Anspruch nahm, dass er seine ganze Kraft der Gemeinde widmen konnte. Obgleich Beamter und als solcher der Regierung gegenüber in einem Abhängigkeitsverhältnis, war er in seinen Eingaben an den Senat und in seinen mündlichen Verhandlungen, die er für die Gemeinde führte, von grösster Entschiedenheit und konnte durch die Achtung, die er überall genoss, viel für die Gemeinde erreichen. Innerjüdisch war er, obgleich aus liberalem Hause, allen Richtungen gegenüber von grösster Objektivität und bemühte sich, auch solchen Gebieten des jüdischen Lebens, denen er früher ferngestanden hatte, näherzutreten. Sein Stellvertreter, Rechtsanwalt Rosenbaum, war alter Zionist und Mitglied der Jewish Agency. Auch er nahm in Danzig eine bedeutende Stellung ein, galt er doch als der scharfsinnigste Anwalt und gleichzeitig als eine Kapazität auf fast allen Gebieten des Geistes, ein Polyhistor im klassischen Sinne. Diese beiden Männer, so verschieden in Wesen und Anschauung, bildeten eine gute Ergänzung zueinander und wurden durch eine Reihe fähiger Dezernenten im Vorstand der Gemeinde unterstützt. Die Verwaltung der Gemeinde wurde den neuen Verhältnissen angepasst, indem aus der Stelle des Rendanten, der lediglich die Kassengeschäfte zu leiten hatte, das Amt eines Syndikus gemacht wurde, dem die Leitung der Gemein-

deverwaltung und die Redaktion des Gemeindeblattes übertragen wurde. Diese Stelle wurde mit dem früheren Anwalt Dr. Erwin Lichtenstein besetzt.

Die Leitung der Gemeinde erhielt bald von allen Seiten Nachrichten, dass die Lage der Juden, obgleich gesetzlich unverändert, sich unter dem Drucke der Umwelt verschlechterte. Insbesondere gestaltete sich die Lage der jüdischen Kinder in den Schulen immer schwieriger. Die Gemeinde führte in jedem Einzelfall scharfe Beschwerde bei der Regierung, die Antworten waren ausweichend, führten zu keinem Ergebnis. Während die im Berufsleben stehenden Juden in ihren eigenen Organisationen, die bereits geschildert wurden, sich um Abhilfe, insbesondere um Organisierung der jüdischen Selbsthilfe durch eine Art von Autarkie, bemühten, ging die Gemeinde daran, eine jüdische Volksschule zu schaffen. Der Senat begrüsste diese Idee, stellte ein Gebäude zur Verfügung und überwies die im Staatsdienst stehenden jüdischen Volksschullehrer an die Jüdische Volksschule. Er versah die Schule mit denselben Einrichtungen wie andere Volksschulen, ohne sich im übrigen um die Gestaltung des inneren Betriebes der Schule wesentlich zu kümmern. Unter der Leitung des Lehrers Echt entwickelte sich die Jüdische Volksschule, von Jahr zu Jahr aufbauend, zu einer vollausgebauten Lehranstalt, der schliesslich alle Kinder im Volksschulalter angehörten, mit Ausnahme einiger weniger, die polnische Schulen besuchten. War diese Schule anfangs mehr ein Auffang für alle diejenigen gewesen, die in den öffentlichen Schulen nicht mehr bleiben konnten, so wurde sie allmählich eine ihres Judentums bewusste Institution, die der Jugend eine wertvolle jüdische und allgemeine Erziehung gab und damit symbolisch wurde für diese Jahre überhaupt: Aus der Abgeschlossenheit von der Umwelt entwickelte sich eine innere jüdische Stärke, eine Rückkehr zu den eigenen jüdischen Werten, die sich als Bereicherung des jüdischen Lebens innerhalb der feindlichen Umwelt herausstellte.

Ungelöst blieb freilich noch das Problem der jüdischen Schüler in den Höheren Schulen. Hier konnte der Staat nicht auf Grund seiner Schulpflicht den Kindern gegenüber in Anspruch genommen werden, und die Gemeinde sah nicht die Möglichkeit, eine höhere Schule von sich aus ins Leben zu rufen. Aus der privaten Initiative des Rechtsanwalts Rosenbaum wurde zunächst eine Unterklasse, anschliessend weitere Klassen ins Leben gerufen, die sich nach und nach unter der Leitung seiner Tochter, der Studienassessorin Dr. Ruth Rosenbaum, zu einer Höheren Schule mit sämtlichen Klassen entwickelten, die sogar vom Senat das Recht erhielt, ein staatlich anerkanntes Abschlussexamen abzunehmen. Auch hier wurden von der Regierung Lehrkräfte von öffentlichen Schulen überwiesen, darunter sogar eine "arische" Lehrerin, die ihrer demokratischen Gesinnung wegen sich im öffentlichen Schuldienst als ungeeignet erwiesen hatte.

Auch diese Schule, zunächst als Zufluchtsstätte gedacht, wurde bald eine Aufbaustätte jüdischen Lebens. Wenn ihr Lehrkörper auch mehr unter wissenschaftlichen als unter jüdischen Gesichtspunkten zusammengesetzt war, so wurde doch in der Person des Lehrers für die jüdischen

Fächer, Dr. Manfred Litten, ein Jugendführer gewonnen, der die Jugend zu einem lebendigen Judentum hinführte.

Höhepunkte in der Entwicklung beider Schulen waren die Schulfeste zu den jüdischen Feiertagen, sowie die Lerngemeinschaften, welche die Lehrer beider Schulen mit den Leitern der Mittelstelle für Erwachsenenbildung, Prof. Martin Buber, Karl Adler und anderen, zu eingehendem Gedankenaustausch zusammenführten.

Von diesen Schulen ging eine Belebung des ganzen Betriebes der Gemeinde aus. Es erfuhr eine wesentliche Ergänzung dadurch, dass in engem Kontakt mit der Gemeinde, unter Leitung des Vorsitzenden Ernst Berent, im Winter 1933 ein Kulturbund der Juden in Danzig geschaffen wurde. Er unterschied sich sehr wesentlich von dem Kulturbund in Berlin. Vor allem arbeitete er unabhängig von der Aufsicht der Behörden. In der Wahl seines Programms und seiner Mitwirkenden war er völlig frei. Entsprechend der Zusammensetzung der Danziger Gemeinde umfasste er ost-und westjüdische Kreise, brachte jüdische Künstler aus Warschau wie aus Berlin, aus Wien oder woher er sonst wollte. Der Eröffnungsabend, mit einer zündenden Ansprache von Rabbiner Dr. Joachim Prinz aus Berlin, gab gewissermassen das Leitmotiv für eine echte jüdische Linie an, die sich dann durch alle Veranstaltungen rhetorischer, theatralischer und musikalischer Art hinzog.

Höhepunkte seiner Tätigkeit waren die Vorträge von Rabbiner Dr. Leo Baeck, Rabbiner Dr. Swarsensky, Professor Martin Buber (der gleichzeitig Schulungskurse der Mittelstelle für Erwachsenenbildung abhielt), Professor Balaban (Warschau), und die Konzerte von Kipnis, Joseph Schmidt, die Theaterabende des Jüdischen Theaters unter Leitung von Jonas Turkow und Diana Blumenfeld aus Warschau. Es war eine symbolische Tat, dass diese Gruppe in jiddischer Sprache das Werk eines Danziger Autors, Max Baumann, "An der Schwelle einer neuen Zeit" zur Uraufführung brachte, während ein anderes Drama desselben Autors "Glückel von Hameln", durch Vermittlung ostjüdischer Künstler von Danzig nach Warschau gelangte und dort im Frühjahr 1939 von Ida Kaminska und Sigmund Turkow mit ungeheurem Erfolg herausgebracht und monatelang gespielt wurde.

Der Jüdische Kulturbund wurde von der Landeskulturkammer in Danzig als Kulturorganisation der Juden in Danzig amtlich anerkannt. Jeder ausübende jüdische Künstler musste ihm angehören, jede Kulturveranstaltung von ihm genehmigt werden.

Während der Kulturbund sich an die jüdische Oeffentlichkeit wandte, hatte der "Jüdische Club", der gleichfalls bald nach 1933 entstand, einen geschlossenen Charakter. In seinen Räumen pflegte er Geselligkeit unter seinen Mitgliedern, bot ihnen aber auch künstlerische und belehrende Veranstaltungen in kleinerem Rahmen, brachte Ausstellungen jüdischer Maler (u.a. Jankel Adler) und errichtete eine wertvolle Bibliothek für seine Mitglieder. Er veranstaltete mehrere Geschichts-Zyklen von Professor Meir Balaban, die weiteste Kreise der Gemeinde erfassten und besonders dazu beitrugen, jüdisches Wissen und jüdisches Selbstbewusstsein zu verbreiten.

Eine wesentliche Hilfe für diese kulturellen Veranstaltungen bedeutete es, dass der Jüdische Sportverein Bar Kochba, der dem Makkabi-Weltverband angehörte, unter Leitung seines Vorsitzenden, Max Feilchenfeld, ein Saalgrundstück Schichaugasse 6 erworben und zu einer Sporthalle umgewandelt hatte, die fortan für alle Veranstaltungen kultureller und gesellschaftlicher Art einen würdigen Rahmen abgab. Während an den Wochentagen die jüdische Jugend einschliesslich der Schulklassen hier turnte und Sport trieb, fanden an den Schabbath- und Sonntag-Abenden Vorträge und Konzerte, Theateraufführungen und Wohltätigkeitsfeste statt. So wurde die Jüdische Turnhalle in jenen Jahren eine Art Volksheim für das Leben der Danziger Juden, ohne das die Intensität des jüdischen Lebens nicht denkbar gewesen wäre.

Der Bar Kochba vollbrachte noch zwei weitere Leistungen. Er errichtete ein Jüdisches Bootshaus, das bald einen regen Sportbetrieb sah, und schuf in mühevoller Arbeit aller Jugendbünde einen grossen Sportplatz mit den dazugehörigen Aufenthaltsräumen. So war die jüdische Jugend unabhängig von den allgemeinen Sportstätten geworden. Auch diese Leistungen trugen wesentlich zur Hebung des jüdischen Gemeinschaftsbewusstseins bei.

Alle jüdischen Jugendbünde waren in jenen Jahren besonders aktiv und erfreuten sich grossen Zuspruchs. Die grössten Bünde waren der zionistische "Habonim", der allgemein-jüdische "Jung-jüdische Bund" und der "Ring", der dem Centralverein nahestand. Die Tätigkeit dieser Bünde, verbunden mit derjenigen der jüdischen Schulen, des Kulturbundes, der Wirtschaftsorganisationen, schuf eine Atmosphäre jüdischen Lebens, in der Jugend und Eltern innerhalb des Meeres der nationalsozialistischen Flut wie in einem eigenen Reiche lebten und die Jüdische Gemeinde zu einem Volkskörper mit allen Organen wurde. Aus der Synagogengemeinde war eine Volksgemeinde geworden, die aus der Isolierung stärkste Kräfte entwickelte. Ein Blick in das "Jüdische Gemeindeblatt", das bis zum Kriegsbeginn ohne Zensur erschien, zeigt, wie stark in jenen Jahren jüdisches Leben in Danzig in Blüte stand.

Danzig erschien damals, insbesondere den Juden aus Deutschland, die dorthin besuchsweise kamen, als ein Paradies im Verhältnis zu den Zuständen in Deutschland. Man glaubte, dass hier sich eine Insel jüdischen Lebens erhalten habe. Umso härter traf der Umschwung die sich in Sicherheit wiegenden Juden in Danzig.

Der Umschwung in der jüdischen Situation in Danzig trat mit dem Herbst 1937 ein, und zwar lag der Grund hierfür innerlich betrachtet darin, dass Deutschland sich zu dieser Zeit stark genug fühlte, um seine territorialen Ansprüche gegenüber Österreich, Memel, der Tschechoslowakei und schliesslich Polen geltend zu machen. Ausserdem lief im Sommer 1937 der deutschpolnische Minderheitenvertrag ab, der die Stellung der polnischen Minderheit in Oberschlesien und entsprechend die deutsche Minderheit in Polen unter Schutz gestellt hatte.

Den Auftakt zu dem Vorgehen gegen die Juden in Danzig bildete eine Rede des Gauleiters Forster, in der die Vertreibung der Juden aus Danzig angekündigt wurde. Die Wirkung dieser Rede zeigte sich

bald darauf in gleichzeitig stattfindenden und daher organisierten Überfällen auf die jüdischen Markthändler auf sämtlichen Märkten in Danzig, Langfuhr und Zoppot, bei denen es Verletzungen und Vernichtung der Waren gab. Die Markthändler, welche grösstenteils polnische Staatsangehörigkeit besassen, wandten sich um Hilfe an das polnische Kommissariat in Danzig und an die jüdische Gemeinde. Da das polnische Kommissariat ihnen einen wirksamen Schutz nicht angedeihen lassen konnte oder wollte, so sahen sie sich genötigt, nach ihren Heimatsorten in Polen zurückzuwandern. Hierbei wurden sie finanziell sowohl durch die polnische Vertretung als auch durch die Gemeinde unterstützt.

Gleichzeitig setzte jedoch der Angriff auf die Juden an einer anderen Stelle ein. Der Leiter der Jewish Public Bank, Dr. Goldhaber, und die beiden nächst ihm leitenden Beamten der Bank wurden unter der Beschuldigung, die Bestimmungen über den Devisenhandel übertreten zu haben, verhaftet und mehrere Wochen in Haft behalten. Diese Massnahme führte dazu, dass die Kunden der Bank ihre Gelder abzogen und die an sich gut fundierte Bank genötigt wurde, in Liquidation zu treten. Die Leitung der Bank übernahm provisorisch der Vorsitzende der Gemeinde, Senatsrat Berent, und sorgte für eine ordnungsgemässe Abwicklung der Geschäfte. Alsdann wurden Dr. Goldhaber und seine Kollegen aus der Haft entlassen, ohne dass gegen sie eine Anklage erhoben worden wäre. Der Vorgang hatte jedoch genügt, um die jüdischen Wirtschaftskreise in Danzig auf den Ernst der Situation hinzuweisen und den Wunsch nach Auswanderung in weitesten Kreisen der Kaufmannschaft und der Akademiker reifen zu lassen. Entsprechend der Danziger Gesetzgebung stand der Auswanderung und der Mitnahme des Vermögens und dem Umtausch der Danziger Währung in fremde Valuta nichts im Wege. Das Danziger Steueramt begann jedoch mit der Begründung, dass der Verdacht der Steuerflucht gegeben sei, Verhaftungen und Buchprüfungen vorzunehmen, bei denen in der Regel Unregelmässigkeiten in der Buchführung behauptet wurden, die dann die Grundlage für die Forderung nach bedeutenden Nachzahlungen abgaben. Auch dieser Vorgang verstärkte das Auswanderungsbedürfnis gerade in den führenden Kreisen der jüdischen Wirtschaftler.

In einer Sitzung, welche im Herbst 1937 seitens des Vorstandes der Gemeinde einberufen wurde, wurde die Frage der jüdischen Situation in Danzig eingehend erörtert. In dieser Sitzung schlug der Revisionist Hermann Segall vor, die Gemeinde solle von sich aus planmässig die Gesamtauswanderung der jüdischen Bevölkerung aus Danzig betreiben. Dieser Vorschlag wurde jedoch von sämtlichen Anwesenden, die zu den verschiedensten jüdischen Gruppierungen gehörten, abgelehnt. Die Versammlung stellte sich auf den Standpunkt, dass die Gemeinde es dem Einzelnen überlassen müsse, ob er auswandern wolle oder nicht und dass sie lediglich, soweit sie darum ersucht würde, mit Rat und Tat helfend eingreifen könne.

Auf Einladung der Gemeinde traf als Vertreter der Auswanderungs-Organisation Hicem in Paris, Herr Dijour, zusammen mit einem Vertreter der Ica, in Danzig ein und begann das an sich in Danzig aus

früheren Jahren her bestehende Büro des Hilfsvereins für jüdische Emigranten auf eine breitere Basis zu stellen. In der Folgezeit bearbeitete dieses Büro die Auswanderungsfälle aller derjenigen, welche nicht auf Grund ihres Kapital-Besitzes die Einwanderung nach überseeischen Ländern, insbesondere nach Nordamerika, bewerkstelligen konnten, sondern einer Anforderung durch ihre Verwandten in Übersee und einer finanziellen Unterstützung bezüglich der Auswanderungskosten bedurften.

Auch der Joint trat durch seinen Warschauer Direktor Gittermann mit der Gemeinde in Verbindung und bewilligte ihr eine Unterstützung für soziale und Schul-Zwecke. Aus Amerika kam zu einem Informationsbesuch nach Danzig (nachdem er vorher in Oberschlesien gewesen war) der dem Joint nahestehende Dr. Glueck aus Pittsburg.

Im Verlaufe des Zeitraumes vom Herbst 1937 bis 1938 verliessen etwa 5000 Juden, also etwa die Hälfte der jüdischen Bevölkerung die Freie Stadt. Sie gingen im Wesentlichen nach Polen, nach Palästina und nach den Vereinigten Staaten, vereinzeit auch nach Westeuropa. Sie nahmen erhebliche Vermögenswerte mit sich, wenn sie auch wegen der Beschleunigung, mit der sie auswanderten, zum grössten Teil ihren Grundbesitz in Danzig liessen. Das in diesem Grundbesitz und in Hypotheken angelegte und in Danzig verbliebene jüdische Vermögen wird auf 500.000 Pfund Sterling geschätzt.

Anlässlich eines Besuches des Direktors Feilchenfeld von der Gesellschaft "HAAVARA", Tel-Aviv in Warschau fand ein Besuch auch in Danzig statt, bei welchem Feilchenfeld auf Veranlassung zionistischer Kreise dem Leiter der Danziger Staatsbank, Regierungsrat Dr. Nickel, den Vorschlag machte, eine Überführung des in Danzig verbliebenen jüdischen Vermögens nach Palästina auf einem dem in Deutschland eingeschlagenen Verfahren ähnlichen Wege durchzuführen. Der Direktor der Staatsbank lehnte dieses nicht grundsätzlich ab und bat um Einreichung eines detaillierten Vorschlages. Da dieser jedoch nicht eintraf, blieb die Verhandlung bis auf weiteres im Stocken.

Ende des Herbstes 1938 legte der Vorsitzende der Gemeinde, Senatsrat Berent, sein Amt nieder und wanderte nach England aus. Sein Amt übernahm der bisherige stellvertretende Vorsitzende, Rechtsanwalt Dr. Rosenbaum, während das Amt des Stellvertreters Dr. med. Kurt Itzig übernahm. Auch an zahlreichen anderen Stellen des Gemeindelebens traten infolge Auswanderung führender Persönlichkeiten Änderungen ein, die bereits ein wesentliches Einschrumpfen des bis dahin blühenden Gemeinde-Körpers darstellten. Im Oktober 1938 begann dann die zweite Auflage der Verfolgungswelle, welche eine in ihrer Widerstandskraft bereits geschwächte jüdische Bevölkerung traf. Insbesondere richtete sich das Vorgehen diesmal gegen die jüdischen Geschäfte, welche durch Boykottposten zum Schliessen gezwungen wurden. Unberührt blieben lediglich einige für den Danziger Hafen und Handel wichtige jüdische Angestellte, denen erklärt wurde, dass ihrem Verbleiben in Danzig nichts im Wege stände. Das erneute verschärfte Vorgehen gegen den jüdischen Mittelstand veranlasste die Leitung der Gemeinde, sich schriftlich an die Regierung mit dem Ersuchen zu wenden, die ordnungsgemässe

jüdische Auswanderung nicht durch Gewaltmassnahmen und die damit verbundene Entwertung des jüdischen Besitzes unmöglich zu machen. In einem Artikel des Gemeindeblattes unter der Überschrift "Offene Türen" wurde darauf hingewiesen, dass die jüdischen Auswanderer nur dann offene Türen in den Einwanderungsländern finden könnten, wenn sie die vorgeschriebenen finanziellen Verpflichtungen für die Einwanderung zu erfüllen vermochten, u. dass Voraussetzung hierfür eine ordnungsmässige Abwicklung ihrer Geschäfte in Danzig sei, die wiederum nicht stattfinden könne, wenn die Türen ihrer Geschäfte in Danzig mit Gewalt geschlossen würden. Gleichzeitig setzte sich die Leitung der Gemeinde mit dem englischen und amerikanischen Konsul in Verbindung welche für die Lage der Juden in Danzig volles Verständnis zeigten und an ihre Regierungen über die Entwicklung der Situation berichteten. Der englische Konsul insbesondere tat sein Möglichstes, um die Einwanderung von Kindern und weiblichen Angestellten nach England in die Wege zu leiten. Inzwischen nahte der Monat November und mit ihm die Tage der Synagogenbrände in Deutschland. In Danzig setzten unmittelbar darauf Anschläge auf die Synagogen ein. Die Synagoge in Zoppot wurde, nachdem beim ersten Brandstiftungsversuch die Feuerwehr eingegriffen hatte, in der zweiten Nacht mit Erfolg angesteckt, desgleichen wurde die Synagoge in Langfuhr, welche erst etwa 10 Jahre bestand, von einer Volksmenge verwüstet. Auf die beiden grossen Synagogen in Danzig wurden zwar Anschläge unternommen, diese führten jedoch zu keinem ernsten Ergebnis, und zwar dank des Eingreifens der Danziger Polizei, welche am 13. November durch den Vorsitzenden der Gemeinde, Rechtsanwalt Rosenbaum, telefonisch davon in Kenntnis gesetzt worden war, dass man die Synagogen anstecken wolle und energisch zum Einschreiten aufgefordert wurde. An demselben Abend verliess Rechtsanwalt Rosenbaum Danzig und ging in Urlaub nach Nizza. Kurze Zeit darauf legte er sein Amt nieder und kehrte nicht mehr nach Danzig zurück. Er ist im Jahre 1940 in Nizza gestorben. Sein Nachfolger wurde Dr. Kurt Itzig.

In seinem Bemühen, die Behörden zu einer Stellungnahme zu zwingen, verfiel der Vorstand der Gemeinde auf den Ausweg, ein Telegramm an den Völkerbund in Genf, den englischen Kolonialminister, den amerikanischen Präsidenten und andere Stellen zu entwerfen und dem Senat vor Absendung zur Begutachtung zu übersenden, in welchem es ungefähr hiess, dass 500 Juden der Freien Stadt Danzig, welche ihrer Existenzmöglichkeit beraubt seien, den Wunsch hätten, im Wege einer geschlossenen Auswanderung Danzig zu verlassen und in Übersee sich ein neues Leben aufzubauen. Die Übersendung dieses Telegramm-Entwurfes hatte den Erfolg, dass der Leiter der Auswärtigen Abteilung des Senats dem Vorstand der Jüdischen Gemeinde eine Einladung zu einer Besprechung übersandte, an der auch ein Vertreter des Polizeipräsidenten teilnahm. In dieser Besprechung wurde vom Vorstand der Gemeinde die Forderung erhoben, dass die Gewaltakte gegen Juden in Danzig aufhören müssten, damit die jüdische Bevölkerung ihre Geschäfte liquidieren und auswan-

dern könne. Eine zweite Besprechung fand dann im Polizeipräsidium statt, in der die Angelegenheit weiter erörtert wurde.

Um diese Zeit traf aus Palästina, wohin er inzwischen ausgewandert war, der bereits erwähnte Hermann Segall ein, den der Vorsitzende der Gemeinde von der Entwicklung der Situation verständigt hatte. Segall erfreute sich enger persönlicher Beziehungen zu dem Leiter der Kriminal-Polizei Grötzner, die es ihm ermöglichten, den Vermittler zwischen der Jüdischen Gemeinde und den leitenden Stellen der Polizei zu spielen.

Er setzte sich beim Polizei-Präsidenten, der für die Angelegenheiten der Juden in Danzig zuständig war, dafür ein, dass die Danziger Regierung den Juden freien Abzug gewährte, wohingegen die jüdische Gemeinde sich verpflichten solle, die Auswanderung der Juden aus Danzig innerhalb kürzester Zeit durchzuführen und zur Finanzierung der Auswanderung ihren Grundbesitz der Danziger Regierung verkaufen sollte, dessen Wert Segall auf 1 Million Danziger Gulden schätzte. Die Gemeinde kam zu dem Entschluss, da sie eine andere Möglichkeit, die Danziger Juden zu retten, nicht sah, und die Verschärfung der europäischen Situation zur Eile drängte, der Regierung einen entsprechenden Plan zu unterbreiten, der die Auswanderung der Danziger Juden innerhalb eines Jahres vorsah und die Finanzierung durch Verkauf des Gemeinde-Grundbesitzes an die Regierung vorschlug. Die Gemeinde ging davon aus, dass ein Betrag von etwa 500.000 Danziger Gulden für den Grundbesitz erzielt werden könnte. In einer Besprechung, die unter Teilnahme Segalls im Polizeipräsidium stattfand, erklärte sich der Polizeipräsident Froböss grundsätzlich mit dem Plan der Gemeinde einverstanden, jedoch verlangte der Leiter der Kriminalpolizei, dass vorher die gesamte Gemeinde in einer Gemeinde-Versammlung ihren Entschluss zur Auswanderung bekunden müsse, da nicht sicher sei, dass wirklich die ganze jüdische Bevölkerung hinter dem Gemeindevorstand stehe. Die Vertreter der Gemeinde erhoben hiergegen entschieden Bedenken, da auf diese Weise die ganze Angelegenheit grösste Publizität erhalten müsste und damit der Sache nur geschadet werden könnte. Auch der Polizeipräsident schien für diese Bedenken Verständnis zu haben, gab jedoch dem Leiter der Kriminalpolizei nach, und so wurde auf den 19. Dezember eine Gemeindeversammlung in die Grosse Synagoge einberufen, zu der die Juden fast vollzählig erschienen, desgleichen eine Reihe führender Beamte des Polizeipräsidiums. In dieser Versammlung sprachen der Vorsitzende Dr. Itzig, der Führer der Zionisten Dr. Levi, Hermann Segall und zum Schluss der Repräsentanten-Vorsteher Dr. Rosenthal, der im Anschluss an die Ausführungen der Redner über die Notwendigkeit einer Gesamtauswanderung der Juden aus Danzig eine Resolution vorlas, in der der Wille der Danziger Juden, Danzig zu verlassen, zum Ausdruck gebracht wurde. Diese Resolution wurde durch Aufstehen der Anwesenden, die die Gross-Synagoge bis auf den letzten Platz füllten einstimmig angenommen. Eine Reihe von älteren Personen wurde unter dem Eindruck des Erlebnisses ohnmächtig. Das Echo dieser Kundgebung in der Presse blieb nicht aus. Insbesondere die jüdische Presse in Polen nahm ausführlich und ablehnend zu dem Beschluss der Danziger Juden

Stellung. Auch innerhalb der Gemeinde war der Beschluss der Gemeindekörperschaften lebhafter Kritik, insbesondere seitens der Rabbiner, ausgesetzt, die in ihm eine Preisgabe jüdischer Positionen sahen und insbesondere den geplanten Verkauf der Synagogengrundstücke für unverantwortlich erklärten. Nichts destoweniger begannen nach der Synagogen-Kundgebung die Vorbereitungen für die Durchführung des Planes. Zunächst begab sich der Vorsitzende der Gemeinde zusammen mit Hermann Segall nach Paris zu den dortigen jüdischen Hilfsorganisationen und anschliessend nach London, wo sie mit dem Council for German Jewry in Anwesenheit von Lord Herbert Samuel eine Unterredung hatten. Diese Besuche verliefen jedoch völlig ergebnislos, da die angegangenen jüdischen Stellen es ablehnten, die jüdische Auswanderung aus Danzig in anderer Weise zu unterstützen als auf den üblichen Wegen der legalen Einzel-Auswanderung. Am 8. Januar 1939 früh traf Dr. Itzig wieder in Danzig ein. Inzwischen hatte die Danziger Regierung, Abteilung Grundstücke, die Vertreter des Gemeindevorstandes zu einer Verhandlung auf den 8. Januar in das Büro der Grundbesitz-Verwaltung geladen und in der Einladung zum Ausdruck gebracht, dass die genügende Anzahl Vertreter erscheinen solle, um die nach dem Gemeindestatut erforderliche Zahl von Unterschriften für Verträge der Gemeinde beisammen zu haben. Infolgedessen nahmen an der Verhandlung entsprechend den Bestimmungen des Gemeindestatuts drei Mitglieder des Vorstandes teil, und zwar der Vorsitzende Dr. Itzig, der Rechtsdezernent des Vorstandes Dr. Brodnitz und der Grundstück-Dezernent Julius Lippmann, ferner der geschäftsführende Syndikus der Gemeinde Dr. Lichtenstein. Von Seiten der Regierung führte die Verhandlung der Leiter der Grundbesitzverwaltung Kampe, welcher gleichzeitig Kreisleiter der NSDAP Danzig war. Er eröffnete die Sitzung mit der Erklärung, dass er vom Gauleiter Forster, vom Senatspräsidenten Greiser und vom Polizeipräsidenten damit beauftragt sei, die Verhandlung zu führen und in derselben Sitzung zum Abschluss zu bringen, so dass sich die Herren ohne weitere Rückfragen auf der Stelle zum Vertragsabschluss bereit zu finden hätten. Diese Erklärung war insofern für die Vertreter der Gemeinde überraschend, als sie bisher nur mit dem Polizeipräsidenten verhandelt und Vorbesprechungen gehabt hatten und sich nunmehr vor eine fertige Tatsache gestellt sahen, die wesentlich ungünstigeren Charakter trug als die bisherigen Verhandlungen. Insbesondere erklärte der Kreisleiter Kampe, dass der Preis für den gesamten Grundbesitz der Gemeinde endgültig auf 300.000 Gulden festgesetzt sei. Trotz dieser kategorischen Haltung des Regierungs- und Partei-Vertreters gaben die Vertreter der Gemeinde den Kampf nicht auf. Sie erklärten, dass der Senat ja selbst daran interessiert sei, dass mit dem Gegenwert der Grundstücke die Auswanderung der Juden sich durchführen lasse und dass die Gemeinde ihrerseits an dem Verkauf der Grundstücke überhaupt nur dann Interesse habe, wenn sie auf diese Weise die Mittel für die Auswanderung der Juden aus Danzig in die Hand bekomme. Der Regierungsvertreter erwiderte darauf, dass ja die Synagogen auch hätten brennen können, wie dies in Deutschland geschehen sei, und dass die

Danziger Regierung sie vor diesem Schicksal bewahrt hätte. Hierauf erwiderten die Vertreter der Gemeinde, dass die Regierung wohl ihre Gründe gehabt habe, weshalb sie es nicht zu einer Verbrennung der Synagogen habe kommen lassen. Sie wollte offenbar nicht die internationale Stellung Danzigs gefährden. Ferner wiesen die Vertreter der Gemeinde darauf hin, dass aus dem Erlös der Grundstücke die deutschen Grossbanken in Danzig, die seinerzeit das Geld zum Bau der Grossen Synagoge gegeben hatten und hypothekarisch gesichert seien, bezüglich einer Restschuld von 30.000 Gulden befriedigt werden müssten. Nach einer Verhandlung von etwa zwei Stunden erklärte Kampe, er werde sich telefonisch mit einer anderen Stelle in Verbindung setzen, und unterbrach die Verhandlungen. Nach einiger Zeit kehrte er zurück und erklärte sich mit einer Heraufsetzung des Verkaufspreises um 30.000 Gulden einverstanden. Es wurde als dann ein Verzeichnis der verschiedenen Grundstücke der Gemeinde zusammengestellt, wobei das Grundstück, auf dem sich die Turnhalle befand, ausser Betracht blieb, da es nicht der Gemeinde, sondern dem Verein jüdischer Sportfreunde gehörte. Es wurde vereinbart, dass die Synagogen zum 1. April geräumt werden und alsdann auf Kosten der Regierung abgerissen werden sollten, um nicht profanen Zwecken zugeführt zu werden. Das Inventar der Synagoge verblieb der Gemeinde. Die Benutzung des Friedhofs blieb bis zum Jahre 1948 gesichert. Der Erlös des Grundbesitzes sollte bei der Bank von Danzig eingezahlt und der Gemeinde jeweils auf Anweisung des Polizeipräsidiums nach Bedarf zur Verfügung gestellt werden. Der Vertrag wurde anschliessend notariell aufgesetzt und von beiden Seiten unterschrieben.

Unmittelbar im Anschluss an diesen Vertrag wurde mit der Durchführung der Auswanderung und mit den Vorbereitungen zur Räumung der Synagoge begonnen. Durch Vermittlung von Segall war die Gemeinde mit einer Warschauer Gruppe in Verbindung gekommen, welche für Anfang Februar den Abtransport von 1000 Menschen in Aussicht gestellt hatte. Zur Vorbereitung dieses Transportes wurden alle diejenigen, die nicht bereits andere Auswanderungsmöglichkeiten in Vorbereitung hatten oder ihrem Alter nach für die strapazenreiche Form dieser Massenauswanderung nicht geeignet erschienen, in die Turnhalle bestellt und dort von drei Vertretern der Gemeindeverwaltung auf die Möglichkeit ihrer Teilnahme an diesem Transport geprüft.

Auf diese Weise wurde eine Liste von rund 1000 Interessenten zusammengestellt. Soweit die Beteiligten Mittel besassen, hatten sie einen Teil der Reisekosten zu zahlen, ferner hatten sie die Möglichkeit, die nötigsten Kleidungs- und Haushaltssachen in Kisten dem Transport vorauszuschicken, desgleichen Geldbeträge, für die ihnen — soweit möglich — Devisen zur Verfügung gestellt wurden. Da von den Leitern des Transportes zur Bedingung gestellt worden war, dass Kinder unter 6 Jahren und alte Leute nicht mitgenommen werden sollen, so ergaben sich mitunter grosse Schwierigkeiten, die in einzelnen Fällen dazu nötigten, einen Elternteil mit den älteren Kindern mitzuschicken, während der andere Elternteil mit den kleineren Kindern zurückbleiben musste.

Die Vorbereitungen der Gemeinde, die sich auch auf die Ausrüstung, die Besorgung von Lebensmitteln für die Reise, und die Besorgung von Visen und vieles andere erstreckten, waren rechtzeitig beendet, als sich herausstellte, dass der Transport nicht zum vorgesehenen Termin von seinen Unternehmern abgesendet werden könnte. Die Behörden, die, insbesondere die Fremdenabteilung des Polizeipräsidiums unter Leitung des Polizeirates Kammer, alles getan hatten, um die technische Durchführung des Transportes, soweit es die Ausreise aus Danzig betraf, zu erleichtern, waren über diese Verzögerung unwillig und übten auf die Gemeinde einen Druck aus, die Durchführung des Transportes zu beschleunigen. Vertreter der Gemeinde reisten nach Paris, Prag und Warschau und setzten sich telefonisch mit den entsprechenden Stellen in Bukarest in Verbindung und erreichten schliesslich, dass die Abfahrt des Transportes auf den 3. März anberaumt wurde. Es stellte sich jedoch heraus, dass nur etwa 500 Juden aus Danzig mitgenommen werden konnten, da die übrigen Plätze für Juden aus Rumänien vorbehalten wurden. Ein zweiter Transport, der dem ersten bald folgen sollte, wurde in Aussicht gestellt. Die Verzögerung der Abreise wurde mit Schwierigkeiten in der Schiffsbesorgung begründet. Die Gemeinde war nun genötigt, nochmals die Zahl der Teilnehmer zu beschränken und die endgültige Liste zusammenzustellen, nachdem bereits ein Teil der Zurückbleibenden ihre Sachen abgeschickt hatte. Am 3. März fand dann in den frühen Morgenstunden die Abreise der Teilnehmer von dem an der Mottlau gelegenen sog. Packhof in Autobussen statt, welche zur Vermeidung der polnischen Eisenbahn die Teilnehmer direkt nach Marienburg und von dort mittels eines Sonderzuges bis zu einem Hafen am Schwarzen Meer brachten. Bis dorthin fuhren sowohl Vertreter der Danziger Behörden als auch der Gemeinde mit, und die Reise verlief bis dorthin ohne Schwierigkeiten, zumal für die Verpflegung gut vorgesorgt war und unterwegs in Ungarn Lebensmittel von den dortigen Juden an die Bahnhöfe gebracht wurden. Bei der Abfahrt in Danzig war auch eine Reihe von Journalisten und Vertreter der Konsulate in Danzig, darunter auch der englische Generalkonsul anwesend, da die Auswanderung einer so grossen Anzahl von Menschen nicht hatte unbemerkt bleiben können. Zwei Journalisten, von denen man offenbar fürchtete, sie würden sich dem Transport anschliessen, wurden von der Danziger Polizei für einige Stunden verhaftet. Nachdem der Transport auf das Schiff "Astir" gegangen war, hörten die Gemeinde und die in Danzig zurückgebliebenen Angehörigen viele Wochen nichts von ihnen, bis dann von einzelnen Teilnehmern Briefe auftauchten, aus denen hervorging, dass die Fahrt sehr langsam vor sich ging, die Verpflegung sehr schlecht war und die Danziger Teilnehmer besonders unter der Behandlung durch die rumänischen Teilnehmer und durch die Leitung des Transportes zu leiden hatten. Die Gemeinde setzte sich mit den Stellen in Warschau in Verbindung und erreichte schliesslich, dass ein Vertreter der Gemeinde nach Athen geschickt wurde, in dessen Nähe das Schiff wochenlang aus nicht völlig aufgeklärten Gründen festlag. Durch diesen Besuch erfuhr man Näheres über die Situation und erreichte

die Weiterfahrt des Schiffes, das schliesslich am 28. Juni seine Teilnehmer in Palästina an Land setzte.

Inzwischen waren in Danzig Vorbereitungen zu weiteren Auswanderungen in andere Richtungen getroffen worden, während der zweite Transport der zurückgebliebenen 500 nicht in Angriff genommen wurde, solange die Ankunft des ersten nicht feststand. Im Mai ging der erste Kindertransport nach England ab. Ihm folgten zwei weitere Kindertransporte, der letzte Ende August 1939. Sie wurden geleitet von Lehrern und Fürsorgern und kamen wohlbehalten in England an. Anfang Juli fuhr eine Gruppe von 50 Menschen über Marseille nach Shanghai ab. Auch hier ging die Überfahrt ordnungsgemäss von statten. Ende Juli fuhr eine grössere Gruppe von Familien nach Südamerika, grösstenteils nach Bolivien. Auch diese kamen gut am Ziele an. Inzwischen war alles, was an dem Inventar der Synagogen von Wert war, in Sicherheit gebracht worden. Die Thorarollen und die wertvolle Gildzinski-Sammlung jüdischer Kultgeräte wurde an die Adresse des Joint nach New-York auf Grund einer vorherigen Vereinbarung mit diesem übersandt. Das Archiv der Gemeinde ging an die Gemeinde in Jerusalem. Die Bibliothek wurde verteilt unter die Universitätsbibliothek in Jerusalem und das Jüdische Wissenschaftliche Institut in Wilna. Die Orgel der Grossen Synagoge wurde einer katholischen Kirche in Polen verkauft. Ein Teil der Inneneinrichtung wurde in die frühere Turnhalle überführt und diese in eine kleine Synagoge umgewandelt. Ebenso wurde in der Turnhalle ein kleines Restaurant für die noch in Danzig befindlichen Juden, die grösstenteil ihre Haushalte bereits aufgelöst hatten und ohne Erwerb waren, eingerichtet. Ebenso war in diesem Gebäude das Büro der Jüdischen Central-Wohlfahrtsstelle und der Jüdischen Volksküche für die völlig mittellose Bevölkerung, ein Kindergarten und das Zimmer der beiden jüdischen Ärzte, die von der Regierung noch für die Behandlung von Juden zugelassen waren. So konzentrierte sich in diesem Gebäude tatsächlich im wesentlichen das Leben der Gemeinde in den letzten Monaten vor dem Kriege. Daneben bestand weiter das Jüdische Altersheim, und es wurde mit der Regierung bzw. mit dem inzwischen eingesetzten Kommissar für die Auswanderung und Betreuung der Juden, dem ehemaligen Sparkassendirektor Bittner, vereinbart, dass das Altersheim durch Aufnahme weiterer alter Leute, die nicht mehr auswanderungsfähig waren, erweitert und in das Grundstück Milchkannengasse 2 überführt werden sollte, dessen jüdischer Eigentümer bereits ausgewandert war. Zur Deckung der Kosten für die Erhaltung des Jüdischen Altersheims und der hierin lebenden Menschen wurde von der Regierung ein Gesetz erlassen, das eine Auswanderungsabgabe von 10% und eine Beschlagnahme jüdischen Grundbesitzes und jüdischer Guthaben auf Banken vorsah. Die Überführung des Altersheimes in das neue Gebäude Milchkannengasse erfolgte Ende August 1939.

Im Sommer 1939 traf im Auftrage der Sochnuth Rechtsanwalt Heinrich Levinsohn aus Tel-Aviv in Danzig ein, nachdem vorher bereits Herbert Foerder versucht hatte, die von Direktor Feilchenfeld seinerzeit aufgenommenen Verhandlungen im Interesse des Transfers des

jüdischen Vermögens in Danzig wieder in Gang zu bringen. Levinsohn verhandelte mit dem Kommissar Bittner und mit dem Oberregierungsrat Hildebrandt von der Wirtschaftsabteilung des Senats, sowie mit einer grossen Reihe von Industriebetrieben. Die Verhandlungen erstreckten sich bis in den August 1939 und wären zu einem Vertrage gelangt, wenn nicht am 15. August Oberregierungsrat Hildebrandt die Verhandlungen mit der Erklärung abgebrochen hätte, dass der bevorstehende Krieg den Vertragsabschluss unmöglich mache. Bereits unmittelbar nach der Besetzung Memels wäre der Anschluss Danzigs an das Reich erfolgt, wenn nicht die Mobilisierung Polens, die Vermittlungsversuche des Danziger Völkerbund-Kommissars Burckhardt und anderes die Entwicklung noch einmal aufgehalten hätten. Ab 1. Juli erfolgten täglich Transporte von Militär- und Kriegsmaterial von Ostpreussen her nach Danzig, die als Danziger Landeswehr bezeichnet wurden. Bei dieser Situation wurden die Anstrengungen, alle Danziger Juden zur Auswanderung zu bringen, immer mehr beschleunigt. Es wurde versucht, gemeinsam mit der Reichsvertretung in Berlin einen grösseren Transport zustande zu bringen, und es wurden ferner in Warschau die Verhandlungen zur Durchführung des zweiten Transportes, diesmal unter Leitung einer anderen jüdischen Gruppe, in Angriff genommen. Die Zahl der noch in Danzig befindlichen Juden betrug Anfang August noch etwa 1000, nachdem neben den erwähnten Gruppentransporten ununterbrochen Einzel-Auswanderungen nach Amerika, Polen und Palästina stattgefunden hatten. Von diesen tausend Menschen waren etwa 200 Insassen des Altersheimes. Ein Teil der jüngeren wurde einige Wochen lang von der Regierung im Arbeitsdienst mit Erdarbeiten an der Weichsel beschäftigt, wobei die Gemeinde für die Verpflegung und für den Rücktransport nach Hause zum Schabbath sorgte. Wenn auch die Behandlung infolge der geschilderten Mitwirkung der Gemeinde nicht mit der in einem geschlossenen Lager in Deutschland zu vergleichen war, so wurde dieser Versuch doch bald aufgegeben, da die meisten Beteiligten zur Auswanderung kamen. Am 23. August war Danzig bei der Konferenz des Joint in Paris vertreten und erhielt von diesem wiederum eine Überweisung von Devisen, die es für Auswanderungszwecke dringend benötigte, da die Bank von Danzig ihre Devisen bereits an Deutschland abgegeben hatte. So konnte am 25. August noch ein Kindertransport nach England abgehen, den der ehemalige Vorsitzende der Gemeinde, Dr. Itzig, leitete. Sein Nachfolger wurde David Jonas, der frühere Leiter des Verbandes der jüdischen Handwerker und Gewerbetreibenden.

Am 1. September 1939 wurde Danzig besetzt, und im Zusammenhang mit dem Anschluss wurden einige Juden, besonders solche, die sozialistischen Richtungen nahestanden, getötet. Die Auswanderung ging weiter, und zwar auf der einen Seite konnten diejenigen, die Zertifikate für Palästina oder Einreisepapiere für Amerika besassen, auswandern, auf der anderen Seite wurde auch der zweite Transport auf dem Wege die Donau herunter zur Durchführung gebracht. Er gelangte auf dem Schiffe "Atlantic" in die Gewässer von Palästina, zu gleicher Zeit als

das Schiff "Patria" im Hafen von Haifa lag. Die Menschen auf der "Atlantic" wurden nach Atlith gebracht und von dort nach Mauritius geschickt, mit Ausnahme einiger Weniger, welche zur Zeit der Explosion der "Patria" auf dieses Schiff bereits übernommen worden waren. Die noch in Danzig Verbliebenen wohnten in dem Altersheim Milchkannengasse und in einem weiteren Gebäude in der Mausegasse. Um das Jahr 1942 sind dann die Insassen nach Warschau überführt worden. Der Vorsitzende der Gemeinde Jonas stand mit ihnen in Verbindung und berichtete über das Ergehen Einzelner brieflich nach Palästina. Ob er selbst in Danzig verblieben oder anderswo hin überführt worden war, ist bisher nicht bekannt. Die letzten Nachrichten von ihm stammen aus dem Jahre 1943.

NACHWORT

Die vorstehenden Ausführungen stellen die Wiedergabe eines Vortrages dar, der noch während der Kriegsjahre in Tel-Aviv gehalten wurde. Die im letzten Absatz angedeutete Entwicklung bedarf der Ergänzung auf Grund der Nachrichten, welche nach Kriegsende über das Schicksal der letzten Juden in Danzig bekannt wurden.

Noch bevor der sogenannte Atlantic-Transport am 26. August 1940 Danzig mit 519 Juden verliess, hatte am 22. November 1939 eine Gruppe von 50 Juden den Versuch gemacht, nach Palästina zu gelangen. Dieser Transport lag lange Zeit auf der Donau fest und wurde von dem Atlantic-Transport, der fast ein Jahr später Danzig verliess, auf der Donau überholt, ohne dass sich die Teilnehmer der beiden Transporte miteinander in Verbindung setzen konnten. Die Gruppe der 50 Danziger Juden — zusammen mit vielen anderen jüdischen Flüchtlingen — gelangte schliesslich nach Sabac in Jugoslawien und wurde dort nach dem Eintreffen der Deutschen erschossen. Nur drei oder vier von den Danziger Flüchtlingen konnten sich noch vorher von dem Transport entfernen und retten.

Von 1941 ab verliessen nach den Aufzeichnungen von David J o n a s folgende Transporte Danzig:

Am 28. Februar und am 1. März 1941 nach Warschau 395 Personen, am 9. Februar nach unbekannt 27 Personen, am 9. Dezember 1942 nach Theresienstadt 54 Personen, am 15. Dezember 1942 nach Theresienstadt 53 Personen, am 15. März 1943 nach Theresienstadt 4 Personen, am 27. Juni 1943 nach Auschwitz 8 Personen, am 27. Juni 1943 nach Theresienstadt 3 Personen, am 24. Juli 1943 nach Theresienstadt 3 Personen, am 24. Juli 1943 nach Bromberg 31 Personen.

In Danzig selbst starben während des Krieges 197 Juden. Es verblieben 22 Juden, welche in Mischehe lebten und daher nicht deportiert wurden.

David Jonas selbst wurde am 27. Juni 1943 nach Theresienstadt deportiert und ist dort im Juni 1945 an Typhus verstorben. Seine Witwe gelangte nach Israel. Der Repräsentant der bei Kriegsende in Danzig noch vorhandenen Juden war Rechtsanwalt Arnold Fürstenberg; er ge-

langte nach Kriegsende nach Hamburg, nachdem die meisten seiner zuletzt noch verbliebenen Schicksalsgenossen bei der Bombardierung Danzigs ihr Leben eingebüsst hatten.

Das Archiv der Synagogengemeinde zu Danzig und ihrer Körperschaften und Vereine befindet sich heute im Archiv für die Geschichte Israels in der Hebräischen Universität in Jerusalem, Haus Sprinzak. Die Sammlung der jüdischen Kultgeräte aus der Grossen Synagoge in Danzig wurde vom Joint dem Jüdisch-Theologischen Seminar in York übertragen und befindet sich in dessen Museum. Die aus Danzig geretteten Thorarollen waren gleichfalls in diesem Seminar aufbewahrt, fielen jedoch einem Brande im Jahre 1966 zum Opfer.

ALLGEMEINE

UNABHÄNGIGE JÜDISCHE WOCHENZEITUNG

SEIT 20 JAHREN

IN DER WELT

GELESEN, GESCHÄTZT UND KOMMENTIERT.

DIE "ALLGEMEINE" mit ihren in loser Folge erscheinenden Beilagen "Jüdische Illustrierte" und "Die Frau in der Gemeinschaft" ist

EINE BRÜCKE VON MENSCH ZU MENSCH
und damit IHRE ZEITUNG.

Einzelpreis 0,80 DM

(Bezugspreis einschl. Porto)	Inland	Ausland
1 Monat	3,80	4,35
3 Monate	11,40	13,05
6 Monate	22.80	26,10
12 Monate	45,60	52,20

ALLGEMEINE

4, Düsseldorf 10 — Postfach 100 99 — Zietenstr. 50.
Tel. 493634/5 — FS OC 534805 — Telegr. JUZEIT DÜSSELDORF

Subskriptionseinladung

HUGO GOLD

GEDENKBUCH

der untergegangenen Judengemeinden des

BURGENLANDES

Unter Mitwirkung der hervorragendsten Kenner der Geschichte des Burgenlandes

★

EISENSTADT
MATTERSBURG (Mattersdorf)
LACKENBACH
DEUTSCHKREUTZ
KOBERSDORF
KITTSEE
FRAUENKIRCHEN

★

Gattendorf (Kottendorf), Güssing, Neufeld a.L. Oberwarth (Stadtschlaining) und Rechnitz.

★

Einzelbeiträge zur Geschichte der Juden des Burgenlandes

★

Anhang

1. Burgenländische Märtyrer
2. Biographien verdienter Persönlichkeiten des Burgenlandes der Vergangenheit
3. Burgenländische Juden in der Welt

Akten und Urkunden zur Geschichte der Juden im Burgenland

Literaturnachweis

Das Werk erscheint im Gross-Oktavformat in einer einmaligen bibliophilen Ausgabe von 400 nummerierten Exemplaren u. einer Luxusausgabe von 100 Exemplaren (nummeriert und vom Herausgeber signiert).
Ermässigter Subskriptionspreis vor Erscheinen US $ 20.—
nach Erscheinen $35.—. Luxusausgabe US $ 50.—

PUBLISHING HOUSE

"OLAMENU" TEL-AVIV, P.O.B. 3002 (ISRAEL)

Arthur Freud (Jerusalem)

VOM JUDENDEUTSCH IN MITTELEUROPA

Wenn das Jiddisch bisher wohl noch keine gründliche Durchforschung und Darstellung erfahren hat, so hat man das mittel- und westeuropäische Judendeutsch vom sprachlichen und folkloristischen Standpunkt noch weniger beachtet. Die Aussichten auf eine solche Behandlung müssen aus begreiflichen Gründen immer geringer werden. Während man sich darüber einig ist, dass man dem Jiddisch die Attribute einer Sprache zuerkennen muss, ist das Judendeutsch nicht mehr als ein Jargon, aber es hat doch auch seine Geschichte und seine Charakterzüge. Judendeutsch ist bis zur Vernichtung des mitteleuropäischen Judentums in Mähren und in der Slowakei sowie in Oberungarn von der alten Generation noch vielfach gesprochen worden — in der Slowakei etwa in der westlichen Hälfte des Landes, von wo es in das richtige Jiddisch überging. Es ist bloss ein Jargon, weil es wenig Entwicklung hat, keine Literatur, kein Lied und keine Nuancen, sodass es für Äusserungen höheren Stils oder Inhalts, im Gegensatz zum Jiddisch, kaum verwendbar ist — dies trotz gemeinsamen Ursprungs.

Selbstverständlich erschienen viele Worte dieses Jargons in der allgemein jiddischen Form, doch mit gedehnten Vokalen. Aber laufen war *laafen* und man hatte etwas *gekaaft* (gekauft). Man hatte etwas *gebrengt* (gebracht), aber auch *gebrucht* und etwas *genümmen.* Der dem Jiddisch unbekannte Umlaut war eine häufige Erscheinung, der sich die Vokaldehnung zugestellt. Man sagte: *gewüre, kwüre* (Bestattung), *rachmunes, zeduke, parnusse, schühster, Bühch* (Buch), *Tüch* (Tuch), *getrugen, geschlugen* — immer mit gedehntem Vokal. Ebenso hatten die alten deutschen U-Laute die Neigung zum umgelauteten Ü: *gülden, hünt, chüzpe, pütter* (Butter).

Ein fragwürdiger Geselle war ein *"misser Balduhwer"*; man hatte eine Auslage erspart hiess: *man war mejatter gewen.* Das hebräische nasal-gutturale Ajin, aus der hebräischen Pronunziation dort völlig verschwunden, wies sich deutlich auf: So sagte man *dajge* für Sorge und Rache nehmen hiess *"lajsses nekuhme"*. Wo eigene Worte schon fehlten, machte man Entlehnungen aus der tschechischen oder slowakischen Sprache: kaum hätte einer "Zügel" gesagt oder verstanden — man sagte nach dem Tschechischen: *oprates* (opraty).

Die ganze Gruppe hiess, wenn ein Ton von Herabsetzung dabei war, *"die ganze Chadgadje"*; Beschneidung hiess *ssühde* und nicht "briss".

Selbstverständlich erschienen in dieser Umgangssprache zahlreiche Entstellungen hebräischer Ausdrücke: ein böser Blick war *e naje horre* (ajin harah), ein oft gebrauchter Ausdruck war *Schemme schmerejne* = der Herr bewahre uns; der Almemor war zu *Lemmer* oder sogar *Member* geworden. Aus vielen Worten schlug die alte deutsche Herkunft durch: der Tempelsitz war *Stuht*, der Friedhof war *Getott* (euphemistisch guter Ort); billig war *wolwl* (wohlfeil), die Arba kanfoth hiessen *Zidahkl* (von zudecken) empor war *kepur*, hie und da hörte man das Adverb eigenfleiss für absichtlich, ein Dingsda war ein *wehaasstmes* (wie heisst man es) Nieste einer, so sagte man: *Asse, früm und alt!* Mitgift war *nedann*. Manchmal schlug die mittelhochdeutsche Form durch wie in *krümp* (krumm) oder im persönlichen Fürwort, wo man *Etz* für Ihr sagte (bayrisch-österreichisch ös) und ebenso *Enk* (Euch), während die erste Person der Mehrzahl "*mir*" lautete. Selbstverständlich war *ewade*, keineswegs war *asusser* (von hebr. assur), Zinsen waren *rewuchem;* meinen hiess im Judendeutsch *mahnen*, aber jüdisch "*manen*" war auch mähen und das deutsche mahnen hiess *muhnen*. Gefettete und gegrillte Brotschnitten hiessen *Penez* (von bähen), das Gefängnis *tfisse, der* Ehevertrag *tnuem* (hebr. t'naim), die beliebte Geflügelkeule — *Puhlke* (aus dem Slawischen). Getrocknetes Schnittobst, ein Handelsartikel, waren *Schnitz*, Bauerntopfen - *Zwurach* (Tschechisch: tvaroh), jemand bekam einen Wutanfall = er hat das *Frahs* (Fraisen?) Die Arende hiess *Rande*, in früheren Zeiten gab es jüdische Arendare und jemanden "die Rande auspachten" bedeutete ihn geschäftlich unterbieten.

Reichlich verwendet wurden Incohative: *gahmezen* (gähnen), *kuhlezen* (von Kahal, sich in Gemeindesachen mengen), argumentieren war *dajgezen* (daagah) neben *chochmezen*, einen Nicker machen hiess *napezen* (nippes - nicken).

Die saftigsten Flüche und Verwünschungen fehlten mitunter nicht: einer sollte sich eine *Krijeh schneiden* oder sogar tausend Pütten (Butten) solcher; er sollte eine *Kepuhre* werden, den *Krugen* (Kragen) brachen oder *das Genack*. Die alte deutsche Futurform will, *well* war — im Gegensatz zum Jiddischen — verschwunden; man konjugierte das Hilfszeitwort "sein" im Futur: *ich we* oder *warr, du west, er wett, wir wenn, ihr wetz, sie wenn*. Wenn sich die ganz Alten gelegentlich um ein altfränkisches Hochdeutsch mühten, so waren sie mit den O und U unsicher: so hörte man *Nutdorft* statt Notdurft und von einem alten Dajan, der in Abwesenheit des Rabbiners eine Hochzeitsrede halten sollte, erzählte man, er habe von der Flamme gesprochen, die da "*ludert*"!

Blossfüssig war *barrfihssig;* mit blossem Kopf — *puhrappedig* (barhäuptig); etwas reicht aus — *es kleckt;* ist einer eifrig bei einer Sache, so *rinnt* ihm der *Gaver* (Geifer) und fromm fügt man dem Satz die Worte *tilleleh* (thilla le-el = Gott sei Dank) oder *mejatscheschemm* (im jirzeh hashem = wenn Gott will). Einschränkendes: auf jeden Fall, auf alle Fälle oder immerhin war *zanzuhness?*

Kahal hiess *kul* und kehilla war *kille;* eine besondere Unterhaltung in den Chanukkahtagen bot das Spiel mit dem Kreisel, der *trenderl*

hiess; Weihnachten war *nittel* (natale); eine besonders geehrte Funktion beim Beschneidungsfest hatte der *kwatter* (Gevatter), eine besonders wichtige beim Hochzeitsmahl der *sarwer* (Servierer). Der Totengräber hiess *liberer* (von Livree?). In der Küche, (*die koch*), gab es mitunter allerlei gute Dinge, freilich musste man sie kaufen, d.h. *kinjenen* (von kinjan — hebr.-aramäisch-Besitz): so die *grieben* (wienerisch Grammeln, kleinere aus der Gänsehaut hergestellte Stücke), die "Buchteln" waren *kiechel*, plur. *kiechlach* und mitunter mit *Poiwidl* (Pflaumenmus) gefüllt; auch *smejte* (Sahne aus dem slawischen, smetana) wurde verwendet sowie *Zibeben* (Rosinen) und zur Herstellung des Teiges wurde mitunter Hefe verwendet, die man *germ* oder *gerben* nannte (mittelhochdeutsch); Bohnen waren *buhndlach* und man ass sie kaum mit der *guhpel* (Gabel).

Wo es im Hochdeutsch Umlaute gibt, sind sie in diesem Judendeutsch verschwunden: ängstlich ist *engstlich* (mit *offenen* E) *Hölle* ist *Helle* und grüssen ist *griessen*. In manchem Falle verschwindet der Umlaut, um den Plural kenntlich zu machen. Hut ist *Hüht*, aber in der Mehrzahl *Hit*, ebenso *Schüh* im Plural *Schiach*. Eine *Küh*, aber mehrere *Kih*. Auf den J-Laut gebaute Worte neigen zur Kürze: *Kiggel*, *Spiggel*.

Gemeinsam mit dem Jiddischen hat das Judendeutsch zahlreiche Verba hebräischen Stammes mit deutschen Endungen. So *acheln* (essen), *dibbern* oder *medabern* (sprechen), *deigezen* oder *deikezen* (sich im Argumentieren ergehen, zusammenhängend mit daagah-Sorge), man *benachezt* sich (man hat Genuss), weiters: *hargenen*, *joschenen* (schlafen) *ganwenen*, *meschalemen* (bezahlen) *pattern*, pegern (krepieren) sadern, schickern, sarkenen, srochenen, schasschenen, *zerschabern*. Sich *peeseln*, ist sich schön machen, sich zieren; jemanden etwa *mechabed sein* (mit etwas beehren): kaput gehen heisst *mechule* gehen, *mekenenerbrechen; romanischen Ursprungs sind: benschen* (benedicere) leienen (legere) *planchenen* (weinen, plangere). Slawischen Stammes sind: *pletenen* (vermischen, verwirren, durcheinanderbringen); *zwejkenen* (kauen, wiederkäuen). Aufs Germanische gehen zurück: *chaudern* (plappern), *chappen* (fassen, fangen), *gamezen* (gähnen) *napetzen* (nicken, schlummern) *stracken* (liegen, lümmeln), *stuppen* (stossen); mit schlafen hängt zusammen: *poifen;* schlafen heisst auch *prachezen* (vernehmlich schlafen, vermutlich aus dem Slawischen); beharrlich sitzen heisst *ssecken; kaketzen* (stottern), *krepczen* (rülpsen); sich *aufstronzen* (herausputzen) sich *jachten* (sich ärgern), *kranzenen* (quälen, sekieren, wohl slawisch) *schmusen* (vermutlich mit hebr. shmuah = Gerede, Gerücht, zusammenhängend); wälzen heisst *walgen* und rollen kaulern.*

Besonders schöpferisch erwies sich dieses Judendeutsch auf dem Gebiete des Substantivs. Für den Unbeholfenen, Trägen, Beschränkten, den Tolpatsch oder Töffel gibt es eine Reihe von Bezeichnungen:

---

* Bei der Zusammenstellung dieser Arbeit hat mir ein kleines Glossar, von Herrn Arjeh Levy, Kiriath Bialik, gute Dienste geleistet.

Chusch, Chloigel, Champam, Schloch, Troib, Gahmel, Choiberdidl. Ein Gesöff heisst *Chalosches* (hebr. *chalash?*) ein schlechtes Essen ist *Chrunsch*, der beliebte Gansschenkel heisst *Dichte*, der Gansbügel ist *Beleg*, das Festagweissbrot ist *Barches* (was man als "Berchtas Brot" erklären wollte) und Erbsen sind *Arbesen*. Ärgert oder reizt man einen, so macht man ihm *das Bestemm* (bestemmiare — ital.?), aber man kann dann eine Ohrfeige erhalten: *Frass* oder *Patsch*. Der Aufschneider erzählt *Bonkes*, ein Kränklicher ist ein *Choleputt* (der erste Teil des Wortes hebr.), er leidet an einer *Krenk* und das ist oft eine *Lad* (Leid, Leiden) und man ist davon keineswegs *derfrat* (erfreut), sondern niedergeschlagen — *betropezt*. Was man sich vom Halse geschafft hat, ist ein schöner *Ausrahm* (mit Betonung der zweiten Silbe), das ganze Um und Auf, das ganze Vermögen, ist *Hoidel-Boidel;* Käfer — *Koiber:* ein Kratzer — *Kreil:* Gerümpel — *Gestoger*, Anekdotenerzähler bringt ein *Lohtzele* (Plur. *Lohtzelach*) vor, manchmal aber sind es bloss *Pletkes - Tratsch* (anscheinend slawisch).

Das ostjüdische Tscholent, die bekannte Samstagspeise, erscheint hier als *Scholet;* einer ist ein *Schickerpolz* — Trunkenbold: er hat ein *Zahrbüchel* (das Anfangswort vermutlich hebr.) — Sündenregister; Bücherschrank ist *Sefertrühle*, das Gebetbuch heisst *Ssidderl;* ein ungezogener Mensch ist ein *Unzocht;* der Frömmler ein *Zizzesbeisser;* der Unbeholfene ein *Untahm* oder *Umtahm*, er ist nicht *betahmt*, sondern *unbetahmt* (Taam - hebr.). Die Dirne ist *Chonte*.

Die Adjektive folgen zum Teil dem Jiddisch, wie *miess, schmeckedig* und andere. Ungewöhnlich heisst *austrisch*, zerrauft ist *zerstrobelt*. *Nebich* und *gesunterheit* oder *gesunderhat* folgen dem Jiddisch, ebenso *eppes* (etwas); *tommer* — vielleicht (hebr. t'amor?) *Klompersch* — angeblich, sozusagen (Klomar?); *os pos* — eins wie das andere und eine kleine Summe ist *chaj zall* (Chaj der bekannte hebr. Zahlenwert, Zall — eine kleine Scheidemünze). Interessant sind Wendungen wie *Gebele lebele* — der Spender soll leben und da man das Erbrechen von Säuglingen als ein Zeichen von Gesundheit ansah, hiess es: *Speiberl bleiberl.*

Auch die sprichwörtlichen Redensarten fehlen nicht. Hatte man sich umsonst um eine Sache gemüht, so hiess es: *Uhngeracht un nix geracht* (angerichtet, tätig gewesen, und nichts ausgerichtet) und: *die Gerutene senen die beste*, das heisst: erst muss etwas gelingen, bevor man urteilen kann; *wos am nix zükümmt, ist rewach*, was einem nicht zustösst, ist von Gewinn. *Chaje shuh is auch gelebt* — etwas ist besser als nichts; chaje bedeutet wohl achtzehn und shuh ist hebr. Stunde. *Men fregt nix den Bucher, wus er gelernt hot* (Entscheidend ist, was einer kann, nicht woher er das Wissen hat; Bucher war der Talmudjünger). Kam ein Besuch von auswärts bei schlechtem Wetter, so hiess es: *wenn die Chassidim rasen*, (reisen), *regent's* — ein Spruch, der erst verständlich wird, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Chassidoth (die hier offenbar mit Chassidim (Frommen) verwechselt wurden), Störche sind. Da schwören wie Fluchen dem Frommen unstatthaft ist, so hiess es: *ausser is ka schwüe* (Schwur) und... (das bekannte Götz-Zitat) is a

kluhle. Aber warum man mit jemanden *"schotz-motz"* war, d.h. in engen Beziehungen, während die beiden Worte hebräische Abbreviaturen von ganz anderer Bedeutung sind (scheliach zibur und moreh zedek) ist kaum zu erklären. Ein Unglück kommt selten allein: *Afe mahdige gaass* (auf eine von Würmern, Mahden, zerfressene Geiss) *setzen sach alle Fliegen.*

Am längsten hielt sich Judendeutsch im europäischen Westen in Elsass, in den Schweizer Dörfern Endingen und Lengnau, wo die Juden bis zu ihrer späteren Emanzipation allein Wohnrecht hatten sowie in dem deutschen, knapp an der Schweizer Grenze gelegenen Gailingen mit seiner starken Judensiedlung.*

Das Judendeutsch der Juden in Deutschland nahm jedenfalls ein früheres Ende als das hier besprochene. Dieser Jargon machte früher dem Hochdeutsch Platz und was übrig blieb, mochten wohl höchstens gewisse Wendungen und Sprüche sein, meist mit verdorbenen hebräischen Worten, z.B. *schajerukes* — die sieben Sachen (schear jerakoth in der Pessach-Hagadah). Jedenfalls war dieses Judendeutsch mit dem vorbesprochenen nicht völlig identisch. Dass man sich dessen noch tüchtig in der Zeit der beginnenden Emanzipation in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bediente, beweist ein Studium der Briefe Heines. Allerdings war die sprachliche Entwicklung der rheinländischen Juden vielleicht durch den Umstand beeinflusst, dass sie auch unter französischen Einfluss gerieten. Wohl sind Heines Briefe rasch und nervös hingeworfen, während er an seinen Werken glättete und feilte; aber gerade dieser Umstand beweist die sprachliche Unsicherheit und Gebundenheit an den Jargon bei dem jungen Dichter zu einer Zeit, wo seine ersten Werke schon ihre Leser und Bewunderer hatten. Und man kann beobachten, wie diese Verstösse allmählig verschwinden. So scheint Heine noch in seinem 27. Lebensjahr keinen richtigen Imperativ zu kennen und man liest bei ihm: lese, gebe, geb. Besonders arg ist es bei ihm mit der Verwendung von Präpositionen. So liest man: seit vierzehn Tage, bis auf dieser Stunde; er denkt „(an der Medizäischen Venus" und es ist nicht ("am Literaturblatt" zu vergessen; er kann sich nicht "vor kleine Lieder" hüten und er spricht von einem Briefe "an meinem Onkel". Man findet "als mich begegnete", dass Du — in freundschaftlichen Verhältnissen tretest; über diesem Punkte antwortete er ihm nichts, auf der Weise (statt auf die Weise), bis auf dieser Stunde nicht geantwortet, sich zu hüten vor — andere ansteckende Krankheiten; ich denke — an allem; in einem Briefe an meinem Onkel; wegen des Stoffes und dessen leichte Behandlung, ich müsse in schlechte Hände sein; wir vergleichen die Frauen — mit Engel. Noch 1827 — der Dichter war schon dreissig Jahre alt — heisst es in einem Briefe aus München,

---

* **Hierzu: Dr. Florence Guggenheim-Grünberg. Die Sprache der Schweizer Juden von Endingen und Lengnau, Verlag Jüdische Buchgemeinde Zürich; dieselbe: Gailinger Jiddisch, Göttingen, 1961. Weiss, C. T. Das Elsässer Judendeutsch (In: Jahrbuch f. Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens, 1896).**

wo er ein nicht unwichtiges deutsches Journal mitredigieren sollte — "hier bin ich vor einige Tage angekommen" und er wünscht "einen fixen Gehalt". Aber zu Beginn desselben Jahres lässt er durch einen Freund "das unrichtige ausscheltet "durch das richtige ausschilt, in einem Gedichte ersetzen, doch Ende 1829 schreibt er in einem Briefe, er leide "an einem hohlen Zahn und an ein hohles Herz" und er ertappt jemand "auf fatale Ränke". Während er Mitte 1830 in einem Briefe gute Stilbeobachtungen an Goethes Prosa macht, stösst man noch auf die Wendung" seit vierzehn Tage". Noch 1831 heisst es einmal "mit Schnurrbärte" und "die freundlichste Grüsse" und 1832 "im Geist habe ich Sie... gefolgt".

Man wird aus diesen Beobachtungen nicht schliessen dürfen, dass Heine nicht Deutsch konnte, zumal sie aus einer Zeit stammen, da seine ersten Veröffentlichungen in Vers und in Prosa bedeutendes Aufsehen erregt hatten. Heines Dichtung ist ein besonderes Kapitel; dass sie auf feinem Sprachgefühl von Ton und in Bezug auf das Geheimnis des Reimes beruht — welche Wirkung bringt sein "Leise zieht durch mein Gemüth" mit bewusst verwendeten ausschliesslich "unreinen" Reimen hervor — ist ausser Zweifel und ebenso, dass er ein Prosaiker von sehr hohem Range ist. — Aus den Sprachfehlern in seinen Jugendbriefen geht bloss hervor, dass er, der Absolvent eines Priestergymnasiums und deutscher Universitäten, einfach ins Judendeutsch verfiel, wenn er in salopper Weise rasch und nervös seine Briefe aufs Papier warf, während er an seinen Dichtungen und seiner literarischen Prosa feilte.

Heine hat das echte Gefühl des Dichters für Wort, Vers und Rhytmus. "Wo das Wort nur bei dem Rhetor eine Tat ist", heisst es bei ihm, "bei dem wahren Dichter aber ein Ereignis"; und von Platen schreibt er in den "Bädern von Lucca": "Ungleich dem wahren Dichter, ist die Sprache nie Meister geworden in ihm". In einem dann von ihm gestrichnen Zusatz in seinen "Die Götter im Exil" schreibt Heine, die Verfolgung des "Jungen Deutschland" sei wegen des Stils seiner Publikationen erfolgt und er nennt sich selbst den Rädelsführer, den Meister der Sprache und zitiert seinen Freund Laube, der einst diesen Stil "ein literarisches Schiesspulver" genannt habe. (Heines sämtl. Werke, ed. von Elster, VI, 560). Und der grosse Meister des Stils Nietzsche schreibt in seinem "Ecce Homo": "Man wird einmal sagen, dass Heine und ich bei weitem die ersten Artisten der deutschen Sprache gewesen sind — in einer unausrechenbaren Entfernung von allem, was blosse Deutsche mit ihr gemacht haben".

Oberrabiner Elias Katz (Bratislava)

DER RING UND DIE KLAGEMAUER

Motto :

"Auf der edlen Höhe Zions,
wo die goldne Feste ragte,
deren Herrlichkeiten zeugten
von der Pracht des grossen Königs :

Dort, von Unkraut überwuchert,
liegen nur noch graue Trümmer,
die uns ansehn schmerzhaft traurig,
dass man glauben muss, sie weinten.

Und es heisst, sie weinten wirklich
einmal in dem Jahr, an jenem
neunten Tag des Monats Ab —
und mit tränend eignen Augen

Schaute ich die dicken Tropfen
aus den grossen Steinen sickern,
und ich hörte weheklagen
die gebrochnen Tempelsäulen!"

(Heinrich Heine: Juda ben Halevy)

Man nennt sie allgemein — wenn auch unrichtig — die Klagemauer. Richtig sollte man sie die Westmauer nennen, wie sie ursprünglich geheissen hat. Seit vielen Jahrhunderten ist sie jedoch tatsächlich eine Mauer, an der Klagen und nur Klagen erklangen und so entspricht diese Bezeichnung seit der Zerstörung des Tempels den Tatsachen. Dies zeichnet sich in allen Kultursprachen ab und widerspiegelt sich in ihnen. Die Franzosen haben ihre "le mur des pleurs", die Engländer sprechen von der "wailling wall", die Ungarn nennen sie "sirató fal" die Slowaken "múr placu (náreku)". Alle diese Namen sind darauf zurückzuführen, dass seit der Zerstörung des Tempels diese Mauer, der einzige Zeuge der Pracht und Herrlichkeit des ehemaligen biblischen Jerusalems und des herrlichen Tempels, eine Mauer des Wehklagens und der Trauer war. Bevor ich in meinen Ausführungen fortfahre, möchte ich zuerst

meinen Wunsch ausdrücken, dass diese Mauer baldmöglichst wieder ihren ursprünglichen Namen "Westmauer" erhalten möge und die Erwartung aussprechen, dass nur diese Bezeichnung ihre Berechtigung haben wird. Zu ihren Füssen werden alle Menschen ohne Unterschied der Konfession ihre Andacht verrichten können und zwar ungestört und unbehindert, in Frohsinn und Freude. Ich hoffe, dass dieser Wunsch und dann auch die Gebete, die dort verrichtet werden, im Himmel erhört werden.[1]

Diese Einleitung möchte ich mit einem Wortspiel abschliessen. Diese Wand heisst in alten jüdischen Quellen "Maarabi". Dieses Wort kann auch als Akrostichon betrachtet werden und wird dann in fünf Worte zerlegt:

Menuchat
Erew
Rinat
Boker
Jihje

Die ersten zwei bedeuten Nachtruhe, die nächsten zwei Frühjubel und das letzte: möge sein. Ich spreche in diesem Zusammenhang den Wunsch aus, dass diese Mauer unserem Volke endlich wirklich und tatsächlich eine Nachtruhe und einen Frühjubel gewährleiste.

★

Die Klagemauer nimmt im jüdischen und auch nichtjüdischen Schrifttum einen bedeutenden Platz ein und es ist ihr manche Abhandlung gewidmet. Ich möchte mich hier mit einer Stelle im Buche Seder Eliahu rabba (Ausgabe Friedmann, Wien, 1900, S. 149) beschäftigen und diese etwas undeutliche und dunkle Stelle erklären.

Loco citato heisst es: "Wieder einmal ging Rabbi Nathan (gemeint ist der Tanaite in der 4. Generation der Tanaiten, der Sohn des babylonischen Exilarchen, der dann nach Israel auswanderte und im Synhedrion eine wichtige Stelle einnahm. Er lebte in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts der üblichen Zeitrechnung im Bet Hamikdasch. Er fand aber das Bet Hamikdasch in Ruinen. Nur eine Wand stand noch; ohne Zweifel ist hier die Klagemauer gemeint). Er sprach wie folgt: "Was ist die Eigenschaft dieser Wand?" Darauf sagte ihm Einer (hebräisch: echad). Dieser Eine ist durch *Elijahu* zu ersetzen (auf diese Tatsache wies schon Dr. Dow Nay in Machanajim Heft 107 aus dem Jahre 1966 hin. Siehe dort S. 52 Anm 53. Dr. Dow Nay führt dort einige analogische Stellen an, wo ebenfalls Gespräche Rabbi Nathans mit Elijahu wiedergegeben werden. Ich glaube den Umstand, dass aus Elijahu "Einer" wurde, leicht erklären zu können. Es war eine einfache Verschreibung eines Kopisten der die Abkürzung Alef nicht in Elijahu sondern in "echad" auflöste, was ebenfalls richtig ist, auch wenn es der Tradition nicht entspricht, die der Kopist ebenfalls vergessen hatte. Spätere Transkriptionen übernahmen dann den Fehler). Doch zurück zu unserer Stelle im Seder Eliahu rabba. Elijahu sagte (ich korrigiere hier schon im obigen Sinne): "Ich werde es dir zeigen (erklären)". Und er nahm *diesen* Ring und steckte ihn in die Wand. Und *dieser* Ring

ging und kam, (der hebräische Ausdruck ist schwer zu übersetzen, der Sinn der Stelle ist: der Ring bewegte sich in der Mauer) bis er den Heiligen — gebenedeit sei Er — sah, dass er sich bückte und wieder aufrichtete und dabei wehklagte...".

Wir haben hier eine sehr interessante und beachtenswerte Midraschstelle vor uns. Sie widerspricht zwar der reinen monotheistischen Auffassung und trotzdem dürfen wir sie nicht verwerfen, obzwar sie den Interpreten viel Kopfzerbrechen bereitet. Weder Friedmann noch Nay konnten es verständlich und plausibel erklären, was der Ring hier bedeutet.

Friedmann sagt: "Das Verständnis für die Anwendung des Ringes ist verlorengegangen". Mir dünkt es, dass dieser Ring für viele mit den sieben Siegelringen versiegelt ist". Nay erkannte, dass die angeführte Midraschstelle nur ein Fragment ist und dass die Stelle deshalb so verworren und unverständlich ist. Diese Annahme ist allenfalls richtig, sie erklärt aber die Schwierigkeiten der Stelle nicht.

Beim Lesen eines slowakischen Volksmärchens kam mir der Gedanke, wie diese Stelle zu erklären und zu rekonstruieren sei. Es ist dies das Märchen vom Aschenbrödel, dem mächtigsten Aschenbrödel auf dieser Welt. Es würde zuweit führen, dieses Märchen in extenso anzuführen. Ich kann aber nicht umhin, wenigstens kurz den Inhalt zu streifen. Ein König hatte drei Söhne, von denen zwei erfolgreich, der dritte und jüngste aber ein Pechvogel war und Aschenbrödel genannt wurde. Eines Tages forderte der König seineSöhne zu eindrucksvollen Taten auf.Die zwei älteren zogen nacheinander glänzend gerüstet aus, kehrten aber jeweils nach einem Jahr zurück, ohne dass ihre Taten den König zufriedengestellt hätten. Da bat der jüngste Sohn, der Aschenbrödel, man möge auch ihn ziehen lassen. Der König gewährte seine Bitte. Er nahm ein unscheinbares Pferd, das aber ein Wunderpferd war und überbot bei weitem seine Brüder. Als er heimkehrte, erfuhr er, dass der König, bei dem er zu Gast weilte und der ein Freund seines Vaters war, drei Töchter habe, die drei Drachen in Gefangenschaft hielten. Er zog also zu neuen Taten aus und mit Hilfe von drei Zauberringen befreite er die drei Prinzessinnen. Die jüngste wollte er heiraten, sie wurde ihm aber von einem mächtigen Zauberer entführt, den er schliesslich ebenfalls besiegte.

Auf den ersten Blick handelt es sich hier um ein einfaches Volksmärchen. Das Zauberpferd und den Zauberring kennen wir in verschiedenen Varianten des Märchenschatzes verschiedener Völker. Ich will nur nebenbei auf die herrlichen Märchen aus Tausend und einer Nacht hinweisen. Wir lasen dort von einem fliegenden Wunderpferd, welches unzweifelbar mit demjenigen von Mohammed, dem Alburak, in Verbindung steht.[2] Wir kennen dort auch verschiedene Ringe, deren Berührung Zauberkräfte auslöst oder Zaubergeister herbeiruft. Es ist nicht meine Aufgabe zu untersuchen, wo die orientalischen Märchen dieses Motiv hernahmen, noch die Verknüpfungen und Verbindungen des orientalischen Märchens und des Märchenschatzes anderer Völker zu erörtern. Es ist aber sicher, dass das obenerwähnte Märchen, dass in der Gegend von Muran aufgezeichnet wurde, die lange Jahrhunderte von den

Türken besetzt war, vom orientalischen Märchengut beeinflusst und gekennzeichnet ist.

Zauberross und Zauberring kommen einzeln in vielen Geschichten vor, zusammen sind sie aber ein klarer Hinweis auf orientalischen Einfluss. Das Zauberpferd wird jedoch nicht nur im orientalischen Märchenschatz erwähnt, es ist auch mit dem Propheten Mohammed selbst verbunden. In der 17. Sure, welche die Nachtreise oder Sure über die nächtliche Wanderung bezeichnet, heisst es: "Lob und Preis sei ihm, der seinen Diener zur Zeit der Nacht von dem heiligen Tempel zu Mekka zu dem entfernten Tempel von Jerusalem geführt...". Diese Sure erzählt, dass in einer gewissen Nacht, welche daher von den Moslems Nacht der Auffahrt genannt wird, Mohammed durch den Engel Gabriel im Fluge nach Jerusalem gebracht wurde. Zum schriftlichen Text der Sure gehört eine mündliche Überlieferung, die Einzelheiten dieser Reise schildert. Eine Variante, die in der ersten Person verfasst ist, als ob Mohammed selbst sie erzählen würde, besagt: Ich schlief in meinem Gemach, da kam der Erzengel zu mir und stiess meinen Fuss. Dies geschah dreimal. Ich wusste aber nicht, dass dies der Engel Gottes war. (Es wurde schon von verschiedener Seite darauf aufmerksam gemacht, dass dieser Gedanke einen gewissen Zusammenhang mit dem I. Sam. 3 erkennen lässt, wo von Samuel berichtet wird, dass er in einer Nacht dreimal vom Allmächtigen selbst geweckt wurde, ohne dies zu erkennen.[3] Ich selbst möchte auch auf die Tatsache aufmerksam machen, dass auch im Muraner Märchen, auf welches ich oben hinwies, der Dreiergedanke öfters vorkommt, was aber auch auf christlichen Einfluss zurückgeführt werden könnte). Nach moslemischer Tradition benützte Mohammed bei seinem Flug nach Jerusalem sein Zaubertier Alburak, welches er dann mittels einer Kette an einem Ring in der Westmauer befestigte. Deshalb nennen auch die Moslems ein Tor in der Westmauer oder der Klagemauer das Kettentor (Siehe in Machanajim Heft 107 S. 74-79 den Artikel von Chajim Schwarzbaum). Schwarzbaum berichtet hier von einer Tradition, derzufolge Mohammed sein Wundertier an einen Ring band, den einst König Salomo in seinen Stallungen für seine Tiere verwendete. Diese Verbindung ist ein Rückgriff vom orientalischen zum jüdischen Traditionsgut. König Salomo ist, wie dies in jüdischen Legenden häufig geschildert wird, mit verschiedenen Wunderfähigkeiten ausgerüstet.[4] Hier will ich nur auf einige besonders eindeutige Stellen hinweisen. So heisst es im Traktat Gitin Fol a/b, dass Salomo den Dämonenfürsten Aschmadaj überwältigt. Dabei wird eine Wunderkette und ein Wundersiegelring mit dem monotheistischen Gottesnamen — dem Tetragramm erwähnt. Diese Analogie von Kette und Ring ist jedenfalls auffallend und beweist, wo der Islam in diesem Falle geschöpft hat. Ich will damit aber dem Talmud nicht eine unbedingte und alleinige Originalität und Autorenschaft zusprechen. Es mag sein, dass auch der Talmud eine uralte orientalische Geschichte, die Gemeingut aller orientalischen Völker war und noch im Lustgarten des Polytheismus entstand, in ihrer monotheistischen Form und Variante wiedergibt.

Was aber die angeführte defekte Stelle über Rabbi Nathan betrifft,

so ist sie nach alldem leicht zu rekonstuieren. Der Ring, von dem Elijahu spricht, ist kein gewöhnlicher Ring, sondern der Wunderring Salomos und so ist dann die Stelle verständlich, denn über die Macht dieses Ringes berichten viele Stellen in der mündlichen und schriftlichen jüdischen Tradition. Es müsste weiter untersucht werden, ob diese Stelle nur durch Zufall, oder aber absichtlich unpräzis überliefert wurde. Auch dies ist nicht auszuschliessen, weil man sich ja leicht vorstellen kann, dass man in der islamischen Periode Parallelen mit dem Islam meiden wollte, ebenso wie man Parallelen mit dem Christentum auswich.[5]

Ich hoffe so das Problem gelöst zu haben und bete zum Allmächtigen, er möge aus der Klagemauer wieder eine Westmauer machen.

---

1 So wie dies schon König Salomo ersehnte, denn im 1. Könige 8, 41—43 heisst es: "Und auch auf den Ausländer, der nicht von deinem Volke Israel ist, und der kommt aus fernem Lande um deines Namens willen, denn sie werden hören von deinem grossen Namen und deiner starken Hand und deinem ausgestreckten Arm, und er kommt und betet in diesem Hause. Höre Du im Himmel, der Stätte deines Sitzes, und tue alles, um was der Ausländer zu Dir ruft..."

2 In den Märchen wird immer eindeutig von einem Zauberross gesprochen, auch wenn der Alburak Mohammeds islamischer Tradition entsprechend kein Pferd war, sondern eher ein Wundertier zwischen einem Esel und Maultier. Dies ist wahrscheinlich auf die messianische Tradition zurückzuführen, von dem es bei Zacharias 9,9 heisst: "Siehe dein König kommt... reitend auf einem Esel, auf einem Füllen, dem Jungen der Eselinnen..."

3 Ein ähnliches Wecken finden wir auch bei dem Propheten Elijahu, in dieser Stelle wird er aber nur zweimal geweckt. Die Dreizahl in der islamischen Tradition und auch in der Geschichte von Murán scheint auf eine gewisse Absicht hinzuweisen, denn nach islamischer Auffassung ist Mohammed nach dem Judentum und dem Christentum der Dritte.

4 Siehe auch im 1. Könige 5, 9 und folgende Verse: "Und Gott gab Weisheit dem Salomo... und grösser war die Weisheit Salomos, denn die Weisheit aller Söhne des Morgenlandes..."

5 Das Buch Seder Elijahu Rabba in seiner heutigen Gestalt entstand ja im 10. und 11. Jahrhundert, also in der gaonischen Zeit, wo sich der Islam schon durchgesetzt hatte.

Subskriptionseinladung

HUGO GOLD

GEDENKBUCH

der untergegangenen

Judengemeinden der

TSCHECHOSLOWAKEI

I. BAND

BÖHMEN — MÄHREN — SCHLESIEN

Organisationsleiter: Dr. Fritz ULLMANN,
Jerusalem, Alcharisi 2. ISRAEL

★

Ermässigter Subskriptionspreis:

Vor Erscheinen $ 20.— / Nach Erscheinen $ 35.—

PUBLISHING HOUSE

"OLAMENU" TEL-AVIV, P.O.B. 3002 (ISRAEL)

Dr. Ernst R. v. Rutkowski (Wien)

DAS SCHICKSAL DES OBERLEUTNANTS IN DER RESERVE DR. LEON LEBENSART IM WELTKRIEG 1914-1918

Die Ansicht ist ziemlich weit verbreitet, dass Staatsangehörige der österreichisch-ungarischen Monarchie (1867-1918), welche dem mosaischen Bekenntnis angehörten, in der k.u.k. Armee, wenn überhaupt, so durchwegs nur als Ärzte oder Rechnungsunteroffiziere oder Offiziere gedient haben. Diese Ansicht wurde insbesondere während der Zeit des nationalsozialistischen Regimes vertreten, was in Anbetracht der damaligen antisemitischen Hetze nicht verwunderlich erscheint. Eine derartige Anschauung ist grundfalsch und das wussten und wissen diejenigen sehr wohl, die in der ehemaligen k.u.k. Armee dienten. Wenn es auch richtig ist, dass die von Angehörigen der jüdischen Konfession gestellten Ansuchen um zeitliche Enthebung oder gänzliche Befreiung vom Militärdienst[1] insbesondere während des Weltkrieges 1914-1918 perzentuell wesentlich zahlreicher waren als die von Angehörigen anderer Konfessionen, so lassen sich doch zahllose Beispiele dafür anführen, dass sich Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften des jüdischen Bekenntnisses im Kampfe tadellos bewährten und auch dementsprechend dekoriert wurden.

Hier soll vorerst nur an einem dieser Fälle gezeigt werden, wie ein Reserve-Offizier jüdischen Glaubens wesentlich mehr leistete, als die beschworene Pflicht von ihm verlangte, wie er, nachdem er unverschuldet in russische Kriegsgefangenschaft geraten war, keine Entbehrungen und keine Gefahren scheute, um zu fliehen und wieder in die Heimat zurückzukehren. Er selbst hat diesen so überaus schwerwiegenden Entschluss mit den schlichten Worten motiviert: "Das Bewusstsein, dass die Armee meines erhabenen Monarchen den Kampf um den Bestand meines Vaterlandes kämpft und meine Kameraden diesem Ziele ihre Gesundheit und ihr Leben opferten, erlaubte mir nicht, mich in das mir zuteil gewordene Schicksal zu fügen und liess in mir den Plan einer Flucht reifen." [2] Diese Denkungsart ist ein Beweis dafür, wie sehr das Offizierskorps der österreichisch-ungarischen Monarchie an der Dynastie hing, wie es vom Band echter Kameradschaft umschlungen wurde. Der Nationalitätenhader, der sich in der Innenpolitik so verheerend und hemmend auswirkte, vermochte den Geist dieses Offizierskorps nicht zu zersetzen, und religiöse Gegensätze gab es so gut wie gar keine.

Nach den im Kriegsarchiv in Wien verwahrten Unterlagen [3] wurde Leon Lebensart am 28. März 1882 in Szarogród, Gouvernement Mogilev, in Russland als Sohn des nach Stanislau in Galizien heimatzuständigen Bankbeamten Lazar Lebensart geboren. Seine Schulbildung genoss er am

achtklassigen k. k. Staatsgymnasium in Stanislau und maturierte im Jahre 1902. Anschliessend begann er das Studium der Rechte, das er im Mai 1904, als er sich der Assentierungskommission stellen musste, noch nicht abgeschlossen hatte. Er wurde als Einjährig - Freiwilliger auf Staatskosten zum k. k. Landwehr - Infanterieregiment Nr. 20 ' assentiert, wobei auf sein Ansuchen (zwecks Beendigung des Studiums) der Antritt des einjährigen Präsenzdienstes mit 1. Oktober 1906 bewilligt wurde. Die bei diesem Anlasse festgehaltene Personsbeschreibung weist ihn als schwarzhaarigen, braunäugigen, nicht eben grossen (Körpermass 1,65 m), aber kräftigen Mann aus, der infolge geringer Kurzsichtigkeit einen Zwicker trug. Er beherrschte die deutsche, polnische und ruthenische Sprache in Wort und Schrift, wie es für einen künftigen Advokaturspraktikanten dieser Gegend auch unumgänglich nötig war. Am 1. Oktober 1906 trat er wie vorgesehen den Präsenzdienst an, wurde am 7. März 1907 zum Titulargefreiten und am 18.8.1907 zum Titularkorporal befördert; mit 30. September 1907 wurde er in das nichtaktive Verhältnis versetzt und einen Tag darauf zum Feldwebel -Kadettaspiranten ernannt. Seit 1. Jänner 1909 Kadett, absolvierte er in diesem und in den Jahren 1910 und 1912 die vorgeschriebenen Waffenübungen und wurde am 1. Jänner 1912 zum Fähnrich in der Reserve ernannt. Genau ein Jahr später wurde er zum Leutnant in der Reserve im k. k. Landwehr-Infanterieregiment Nr. 22 (Czernowitz) befördert, wurde jedoch nach drei Monaten (offenbar auf sein Betreiben) wieder zum k. k. Landwehr-Infanterieregiment Nr. 20 zurückversetzt. Er übte in diesen Jahren seinen erlernten Beruf aus und war als Konzipient in der Advokaturskanzlei des Dr. Hausmann in Dolina in Galizien tätig. Vom 18. Mai bis 13. Juni 1914 absolvierte er seine vierte Waffenübung.

Bei Kriegsausbruch 1914 rückte er zu seinem Regimente ein und wurde vorerst zur Abrichtung der neu eingezogenen Rekruten beim Ersatzbataillon eingeteilt. Diese Tätigkeit sagte ihm jedoch nicht zu und er meldete sich freiwillig ins Feld. Seiner Bitte wurde entsprochen und Mitte August 1914 traf er beim Regiment ein, wo er als Zugskommandant bei der 4. Feldkompanie eingeteilt wurde. Bis 15. September nahm er an den Kampfhandlungen des Regiments in Galizien teil, erkrankte sodann und wurde zur Ausheilung ins Hinterland abtransportiert. Nach mehrwöchiger Behandlung im Sophienspital in Wien wurde er Ende Oktober als genesen zum Ersatztruppenteil seines Regiments entlassen. Von dort ging er Mitte Dezember mit einer Marschkompanie an die Front ab und übernahm interimistisch das Kommando der 5. Feldkompanie seines Regiments.

Um diese Zeit war der Grossteil Galiziens bereits in russischer Hand, die Festung Przemysl war wiederum und diesmal endgültig eingeschlossen und die österreichisch-ungarischen Truppen bis tief in die Karpaten hinein zurückgedrückt worden. Angesichts dessen entschloss sich das k.u.k. Armeeoberkommando (AOK.) zu einer Winteroffensive aus den Karpaten heraus gegen Norden und zwar nicht nur, um den russischen Druck nach Westen und Süd-Westen abzuschwächen und der russischen Operationsbasis in die Flanke zu fallen, sondern auch um einen Entsatz

der Festung Przemysl zu versuchen, deren Lebensmittelvorrat nur etwa bis Mitte März 1915 reichten. Zur Durchführung dieses Vorhabens (1. Karpatenoffensive) wurden die 3. Armee u. die sogenannte Südarmee bestimmt; sie wurden entsprechend verstärkt und hatten aus dem Raum der Beskiden heraus in der allgemeinen Richtung den San abwärts auf Przemysl vorzustossen.[5] Nach Überwindung bedeutender Schwierigkeiten bei der Bereitstellung der Angriffskräfte begann die Offensive am 23. Jänner 1915. Sie brachte für die Truppe, die in der Führung eines Winterkrieges (noch dazu im Gebirge) nicht geübt und hiefür nur unzureichend ausgerüstet war, ein Übermass an Strapazen mit sich — die Ausfälle durch Erfrierung und Erkrankungen waren weit höher als jene durch Feindeinwirkung. Trotzdem gewann die Offensive in den ersten vier Tagen dem überraschten Feind einigen Boden ab. An diesen Kämpfen nahm auch das k.k. Landwehr-Infanterieregiment Nr. 20 im Verbande der k.k. 43. Landwehr-Infanterie-Truppen-Division (X. Korps, 3. Armee) bedeutenden Anteil. Die genannte Division stiess über Rabe auf Baligrod vor, das am 26. Jänner genommen wurde. Bis Przemysl war es aber noch weit, sehr weit, und schon am 27. begann die russische Gegenoffensive gegen die 3. Armee. In den folgenden Tagen wurde die 43. Landwehr-Infanterie-Truppen-Division in schwere Kämpfe verwikkelt, hatte bedeutende Verluste und musste schliesslich, Schritt für Schritt zurückweichend, dem andrängenden Feind das eben abgerungene Terrain wieder überlassen. Es war begreiflich, dass bei den Regimentern, abgekämpft wie sie nach wenigen Tagen schon waren, die Kampfmoral nicht die beste war.

Als Kompaniekommandant nahm Leutnant Lebensart an den Kämpfen um die Höhe 1001 bei Wola Michowa und an den Gefechten bei Rabe und Huczwice teil. Der erste Tag der russischen Gegenoffensive, der 27. Jänner 1915, war jedoch von schicksalschwerer Bedeutung für den schon über einige Fronterfahrung verfügenden Offizier. Um 8,30 Uhr erhielt er den Befehl, mit einer Halbkompanie eine andere Kompanie des Regiments abzulösen, welche in dem Orte Sukowaty eine Bereitstellung ziemlich dicht hinter dem in Stellung befindlichen k.u.k. Infanterieregiment Nr. 41 bezogen hatte. Die Ablösungsformalitäten waren eben beendet, als Leutnant Lebensart die Meldung überbracht wurde, dass verwundet zurückgehende Infanteristen des k.u.k. Infanterieregiments Nr. 41 von einem starken russischen Angriff auf die Stellungen ihres Regiments berichteten. Tatsächlich hatte ein mit starken Kräften des Feindes in den Morgenstunden überraschend geführter Angriff zu einem Einbruch in die eigene Front geführt und es wäre nun Aufgabe der für eine solche Eventualität bereitgestellten Teile des k.k. Landwehr-Infanterierigiments Nr. 20 gewesen, den russischen Angriff abzufangen. Das war natürlich leichter gesagt als getan, denn die Lage war absolut undurchsichtig und in den folgenden Minuten überstürzten sich die Ereignisse. Als sich Leutnant Lebensart an den Ortsrand begab, um selbst ein Bild der Situation zu gewinnen, musste er feststellen, dass sich der russische Angriff in dichten Schwarmlinien bereits dem Orte näherte, während sich zwischen den Russen und seinen eigenen Leuten die

zurückgehenden Reste der geworfenen Kompanien des k.u.k. Infanterieregiments Nr. 41 befanden. Es hatte demnach wohl der Russe freies Schussfeld, nicht aber die im Orte befindlichen Österreicher. Trotzdem befahl Leutnant Lebensart seinen Leuten, den Ortsrand zu besetzen und auf die Russen das Feuer zu eröffnen. Der Befehl wurde zwar zum Teil ausgeführt, hatte aber nur sehr beschränkten Erfolg, da die Verteidiger von den Zurückflutenden zum grössten Teil mitgerissen wurden. Leutnant Lebensart musste am eigenen Leibe erfahren, dass nichts schwieriger ist, als eine zurückgehende, d. h. fliehende Truppe zum Stehen zu bringen, sie neu zu formieren und dazu zu bewegen, von neuem Widerstand zu leisten. Obendrein wurde nun auch im Rücken Kampflärm hörbar; die Verwundeten des k.u.k. Infanterieregiments Nr. 41, die sich zum Hilfsplatz hatten begeben wollen, kamen zurück und brachten die Hiobsbotschaft, dass russische Infanterie die Rückzugslinie verlegt habe. Der von Leutnant Lebensart unmittelbar vorher an das Regimentskommando abgesandte Melder, der über die Lage berichten und die Bitte um Verstärkung aussprechen sollte, dürfte demnach sein Ziel gar nicht oder jedenfalls zu spät erreicht haben. Leutnant Lebensart versuchte noch, mit dem Rest seiner Leute, etwa 15 Mann, den in den Ort bereits eingedrungenen Russen Widerstand zu leisten, wurde jedoch unmittelbar darauf umzingelt, entwaffnet und abgeführt.

Über die nun folgende Zeit der Gefangenschaft und über die Flucht aus derselben liegen drei Berichte Lebensarts vor. Der erste stammt vom 11. September 1915 und wurde wenige Tage nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft vor dem k.u.k. Etappen-Bezirks-Kommando in Czernowitz erstattet, der zweite, ausführlichste, wurde der ehrenrätlichen Offiziersversammlung beim Ersatz-Bataillon des k.k. Landwehr-Infanterieregiments Nr. 20 am 2. Oktober 1915 vorgelegt[6] und den dritten verfasste Lebensart am 23. August 1916, um zufolge einer allgemeinen Weisung[7] des k.u.k. Reichskriegsministeriums ein Gutachten seiner Vorgesetzten über eine eventuell zu verleihende Auszeichnung zu erlangen.[8] Die folgende Darstellung lässt vornehmlich den ausführlicheren Bericht vom 2. Oktober 1915 zu Worte kommen.

"Nach unserer Gefangennahme[9] führte man uns zu den Truppenkommandanten, Regiments-, Brigade-, Divisions-, Korps- und Armeekommanden. Hier wurden wir überall sehr höflich empfangen und bewirtet, besonders zuvorkommend war der Divisionär Generalleutnant Berczowski. Nach Verhör beim 8. russischen Armeekommando in Krosno wurden wir einwaggoniert und fuhren trotz eisiger Kälte in ungeheizten und nicht mit Stroh versehenen Viehwaggons über Sanok und Sambor nach Lemberg, von wo wir nach eintägigem Aufenthalt nach Woloczysk ebenfalls in Viehwaggons ohne Beheizung weiterfuhren. Dort stiegen wir in 4. Klasse um, in welcher wir bis Kiew weiterreisten. Von Kiew bis Ufa 3. Klasse und weiter bis Antipicha wieder 4. Klasse. In Antipicha kamen wir am 8. März an.

In Lemberg erklärte uns der Kasernkommandant, dass uns während der Reise ein tägliches Relutum von 1 Rubel gebührt. Dieser Betrag wurde uns aber an vielen Tagen nicht ausgefolgt, sodass wir von den

uns gebührenden 51 Rubeln nur 29 erhielten.[10] Für das uns gezahlte Geld durften wir in den in der Nähe der Bahnhöfe befindlichen Militärgreisslereien Brot und Wurst kaufen. In die Restaurationen durften wir nur selten eintreten. So geschah es, dass wir oft einige Tage ohne warme Speisen fuhren und einige Offiziere magenkrank wurden. In Kiew, wo wir 24 Stunden waren, wurden wir einer genauen Leibesvisitation unterzogen, wobei uns ausser Kleidungsstücken, Wäsche, Geld bis 300 Kronen und Uhren nichts gelassen wurde. Man nahm uns elektrische Taschenlampen, Landkarten, Verbandpäckchen und vieles andere weg. In Samara wurden die slawischen Offiziere abgesondert und sollten angeblich nach Niznij-Novgorod kommen, während die deutschen und ungarischen weiter bis Kurgan fuhren. Während der 5 Tage, die wir hier weilten, erhielten wir weder das Tagegeld, noch Verpflegung. Das Benehmen der russischen Bahnhofkommandanten war sehr grob. Auf einer Station erhielten wir die Erlaubnis, im Bahnhofsrestaurant zu speisen. Als wir fast alle schon bei Tische sassen und der russische "Stschai" aufgetragen wurde, trieb uns eine Patrouille auf Befehl des Bahnhofskommandanten aus dem Saale. Dies wirkte sogar auf das anwesende Zivilpublikum so peinlich, dass es durch Gemurmel dagegen demonstrierte. Von Kurdan an hatten wir Offiziersbegleitung. Der Offizier und die Begleitmannschaft fuhren in Waggons 3. Klasse, während wir in der 4. Klasse untergebracht waren.

Das Benehmen der russischen Offiziere und der Mannschaft ist den kriegsgefangenen Offizieren gegenüber sehr grob. Jeder gefangene Offizier ohne Rücksicht auf Charge muss einem russischen Offizier jeder Charge die Ehrenbezeigung leisten. Viele von uns, die das versäumten, wurden gestellt. Dem Hauptmann Kwiech[11] des k.u.k. Infanterieregiments Nr. 89, der einen in Gesellschaft einer Dame auf der Hauptstrasse in Tschita vorübergehenden russischen Oberleutnant mit der rechten Hand grüsste und die linke infolge grosser Kälte in der Tasche hielt, wurde von diesem russischen Oberleutnant die Hand mit Gewalt aus der Tasche gerissen. In den drei benachbarten Offizierslagern Tschita, Antipicha und Tiszczanka wurde es ursprünglich den Offizieren zu je 4 an einem Tage gestattet, unter Begleitung eines russischen Soldaten in der Stadt selbst Einkäufe zu machen. Die Offiziere durften aber auf Befehl des Polizeipräsidenten nicht am Gehsteig stehen, sie wurden von Polizisten auf der Strasse geführt. Diese Erlaubnis wurde anfangs April annulliert und es durfte niemand mehr in die Stadt. Die nötigen Einkäufe konnte man nur durch die russischen Soldaten besorgen, welche sich dafür Honorar zahlen liessen oder den Preis höher stellten, als er in der Wirklichkeit betrug. Sogar kranken Offizieren, welche den Rat eines Arztes einholen wollten, wurde es nicht gestattet, in die Stadt zu gehen. Ich selbst erhielt vom russischen Militärarzt einen Dienstzettel, dass ich infolge Zahnschmerz und Geschwulst zum Zahnarzt in die Stadt geführt werden müsse. Der russische Kommandant in Antipicha liess den ärztlichen Dienstzettel unberücksichtigt und verweigerte die Erlaubnis, in die Stadt gehen zu dürfen. So erging es auch anderen österreichischen und deutschen Offizieren. Die Ausfolgung unserer Postsendungen geschah

seitens der russischen Behörde absichtlich sehr unregelmässig und mit Verspätung. Oft behielt die russische Kommandantur in Tschita unsere bereits in Petersburg zensurierte Korrespondenz 14 Tage lang bei sich, bevor sie dieselbe uns nach Antipicha mit einem Boten übersandte. Das Datum der Ankunft der Korrespondenz in Tschita erkannten wir an den Poststempeln. Avisierte Geldsendungen wurden teils gar nicht ausgezahlt, teils nach 6 Monaten in der Maximalhöhe von 50 Rubeln. So wurde einem deutschen Offizier ein grösserer Betrag gesendet, wovon er monatlich bloss 50 Rubel unregelmässig ausbezahlt erhielt. Dem österreichischen Oberleutnant Ambos [12] des k.k. Landsturminfanterieregiments Nr. 20 wurde von dem ihm an die asiatische Bank und per Post angewiesenen einige Hundert Rubel hohen Betrag bis zum 3. Juli, dem Tag meiner Versetzung nach Werchne-Udinsk, nichts ausgezahlt. Auch mir wurde das mir von meinen Eltern übersandte Geld nicht übergeben. Besonders strenge ist die Behandlung denjenigen Offizieren gegenüber, die einen Fluchtversuch unternahmen und wieder gefangen wurden. Es wurden ihnen Handschellen am Orte angelegt, wo sie gefangen wurden, und sie wurden zur Hauptwache in Tschita geführt. Oberleutnant Kochanowski [13] des k.u.k. Ulanenregiments Nr. 13 wurde von der mandschurischen Grenze in Handschellen nach Tschita eingeliefert. Das Kriegsgericht, vor welches die wieder gefangenen Offiziere gestellt werden, verurteilt dieselben zu grossen Gefängnisstrafen.

Es befanden sich zur Zeit meiner Gefangenschaft meines Wissens nach folgende Offiziere im Gefängnis: Oberst Kralicek [14], der in Finnland auf der Flucht erwischt wurde, Oberleutnant Kochanowski, Leutnant Tóth [15] des k.u.k. Infanterieregiments Nr. 12, Fähnrich Graf Széchényi [16] samt zwei Fluchtgefährten im Gefängnis in Tschita.

Zeitungen zu lesen ist strengstens verboten. Im Monat Juni mussten die Offiziere die Distinktionen, Auszeichnungen, Kappenrosen und Aufschläge herunternehmen. Die Gagen von 50 Rubeln wurden seit Monat Mai nicht regelmässig gezahlt, sondern mit Verspätung von oft 14 Tagen, während welcher Zeit wir auf Kredit Einkäufe machen mussten; infolgedessen berechneten die russischen Händler alles teurer. Einmal drohte der Fleischlieferant, uns nicht mehr zu kreditieren, sodass uns der Kommandant einen Vorschuss von 300 Rubeln gewährte. Einige Tage vor meiner Flucht wurde den reichsdeutschen Offizieren offiziell mitgeteilt, dass die Gagen von 50 Rubel auf 28 Rubel reduziert würden. Inoffiziell verlautete, dass erwähnte Reduzierung auch österreichisch-ungarische Offiziere betrifft.

Behandlung der Mannschaft. Während des Transportes wurde die gefangene Mannschaft bis Woloczysk trotz grosser Kälte in Viehwaggons ohne Stroh und Beheizung geführt, von Woloczysk an mit Öfen. Die Verpflegung erfolgte zweimal täglich, wobei den Leuten Brot und Suppe mit einem kleinen Stück Fleisch, oft statt dessen Fischsuppe verabreicht wurde. Die Mannschaft klagte oft über Hunger und behauptete, an manchen Tagen keine Menage zu bekommen. Sehr schlecht erging es der türkischen Mannschaft während des Transportes. Ein im Pensa'er Spital am Bahnhof beschäftigter österreichisch-ungarischer Arzt erzählte, dass

in einem türkischen Transport sehr viele erfroren seien, sodass ein russischer General den Eisenbahn- und Transportbehörden heftige Vorwürfe wegen Nichtheizung der Waggons machte. Auch an unseren Transport wurden einige Waggons mit türkischen Kriegsgefangenen angegliedert, unter denen viele fünfzig- bis sechzigjährige Greise (Zivilisten) sich befanden. Sie sahen alle sehr herabgekommen aus. Während der Reise fiel ein Türke heraus und soll auf der Stelle tot geblieben sein.

In Samara wurde die slawische Mannschaft von der deutschen und ungarischen abgesondert und, wie es hiess, blieb sie in Kurland, während die deutsche nach Sibirien überführt wurde.

Im Gefangenenlager Antipicha bei Tschita klagte oft die Mannschaft über schlechte Kost. Sehr oft bekamen sie täglich nur eine Fischsuppe, welche viele nicht essen konnten, da viele infolge schlechter Zubereitung davon erkrankten. Die Fleischportionen, wenn solche verabreicht wurden, waren so klein bemessen, dass sie für ein kleines Kind kaum genügten. Die Behandlung von seiten des Aufsichtspersonals war sehr schlecht, oft wurde sie geschlagen. Der zwischen Offizieren und Mannschaft gestattete Verkehr wurde Ende März eingestellt und es wurden Posten zwischen beiden Baracken aufgestellt, die diesen Verkehr verhindern sollten. Wenn die Mannschaft schon früher infolge schlechter Verköstigung, grausamer Behandlung und Mangel an materiellen Mitteln etc. sehr herabgekommen war, so wirkte der Entzug des Einflusses der Offiziere auf die Mannschaft doppelt demoralisierend. Der Gesundheitszustand der gefangenen Mannschaft war sehr traurig. Nach den Mitteilungen des im dortigen Spitale ordinierenden österreichischen Oberarztes Dr. Rosmarin war die Ursache die schwere Arbeit während grosser Fröste bei sehr knapper Kleidung, die unhygienisch eingerichteten Baracken und schlechte Verpflegung. Den grössten Prozentsatz der Kranken bildeten die türkischen Gefangenen. In der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Antipicha brach Flecktyphus aus. Viele erkrankten daran, auch brachte man später von anderen Lagern Typhuskranke in unser Spital, welches bald ganz überfüllt war. Todesfälle, darunter auch Offiziere, waren sehr häufig. Die Anzahl der Kranken wuchs derart, dass sich die Behörde bald veranlasst fühlte, zwei Ärzte in dieses Spital zu transferieren — den türkischen Dr. Osman und den österreichischen Regimentsarzt Dr. Plauer aus Krasnojarsk. Wie uns dieser erzählte, war auch dort diese Epidemie ausgebrochen. Es starben zu dieser Zeit 600 Mann und 40 Offiziere. Die Apotheke wie auch die Spitalsgegenstände wurden von ärarischen österreichischen Geldern eingekauft. Zu diesem Zwecke gab Hauptmann Tomcsany [17] des k.u.k. Infanterieregiments Nr. 83 Dr. Rosmarin einen grösseren Vorschuss. Das Mannschaftslager Werchne-Udinsk, wohin ich am 22. Juni kam, zählte, wie die Leute sagten, 9000 Mann. Die Behandlung war hier noch strenger als in Antipicha. Hier wurden auch Kosaken zur Bewachung bestimmt. Die Mannschaft klagte fürchterlich über die Grausamkeiten dieser Kosaken. So wurden einige österreichische und deutsche Soldaten, welche einen Fluchtversuch unternahmen, auf Befehl des Kommandanten von den Kosaken derart blutig geschlagen, dass sie einige Monate krank waren. Die Kost war in

Werchne-Udinsk direkt ungeniessbar. Auf unsere Anfrage, welchem Umstande dies zuzuschreiben sei, behaupteten alle, dass die Kommandanten und Rechnungsunteroffiziere, die das Geld für die Verpflegung hatten, zum Schaden der Gefangenen qualitativ schlechteste und quantitativ kleinste Portionen einkauften und derart materiellen Nutzen zogen. Die Mannschaft wurde zu sehr schweren Arbeiten verwendet, im Sommer Feldarbeit. Während meines Aufenthaltes ging ein Transport von 3000 Mann auf Feldarbeit, ein zweiter wurde avisiert. Vor der Abreise wurde der Mannschaft Federmesser, Uhren, Zigarettendosen etc. abgenommen; die Ursache dieser Verfügung war uns allen unverständlich. Auch hier war der Verkehr der Offiziere mit der Mannschaft bereits untersagt. Mir gelang es aber, als ich als Offiziersdiener verkleidet war und in der Stadt Vorbereitungen zur Flucht traf, die Baracken zu passieren und mich von dem traurigen Zustand, speziell was Bekleidung anbelangte, zu überzeugen. Der grösste Teil der Mannschaft hatte keine Wäsche und da die Kleider in Fetzen zerrissen waren, sah man Teile des nackten Körpers. Ich bemerke noch, dass der reichsdeutsche Rittmeister Zogler vom deutschen Roten Kreuz 2400 Rubel erhielt, welche er der Bestimmung gemäss um den 10. Juli an die deutsche Mannschaft verteilte. In einem Transporte wurde ein Einjährig-Freiwilliger von einem russischen Offizier geohrfeigt und der Oberleutnant Perczel[18] vom k.u.k. Husarenregiment Nr. 7 von demselben Offizier mit Ohrfeigen bedroht.[19]

Am Tage unserer Gefangennahme fassten wir, Oberleutnant Lammel[20] und ich, den Entschluss zu flüchten; der Plan war infolge starker Bewachung und tiefen Schnees undurchführbar. Während des Bahntransportes war es noch unmöglicher, den Entschluss auszuführen, da wir in unserem Waggon mehrere Kosaken als Bewachungsmannschaft hatten. In Lemberg, wo ich mehrere Bekannte hatte, reichte ich ein Gesuch ein mit der Bitte, mich unter Bewachung nach Stanislau, meinem sonstigen Wohnorte zwecks Holung von Winterkleidern und warmer Wäsche für einen Tag zu lassen in der Hoffnung, dem mich eskorierenden Soldaten in Lemberg oder Stanislau entkommen zu können; das Gesuch wurde nicht berücksichtigt. Während der Reise über Russland und Sibirien war eine Flucht unmöglich infolge sehr starker Fröste, Mangel an Zivilkleidern, Mittel zur Flucht und hauptsächlich infolge des Verbotes, mit Zivilpersonen zu sprechen. Auch war die Bewachung die denkbar strengste. Erst als ich nach dem Bestimmungsorte Tschita, Transbaikalien, kam, begann ich an die Ausführung meines Fluchtplanes zu schreiten. Vor allem begann ich sehr fleissig russisch zu lernen. Um mich mit der Bevölkerung in Tschita in Verbindung zu setzen, bat ich um Erlaubnis, in der Stadt Einkäufe zu machen. In der Stadt fand ich eine als Russenfeindin sich ausgebende Polin, welche sich bereit erklärte, mir in meinem Vorhaben behilflich zu sein. Infolge des Gesprächs mit der Polin wurde ich am darauffolgenden Tage mit dem Oberleutnant Orest Dragan[21] des k.k. Landwehr-Infanterieregimentes Nr. 22 verhaftet und nach Antipicha gebracht. Wir wurden hier zu den reichsdeutschen Offizieren, die als Arrestanten behandelt wurden und in einer von sämtlichen Seiten mit Posten besetzten Baracke untergebracht waren, gesteckt. Da der Grund

dieser Massnahme trotz mehrmaliger Urgenzen nicht angegeben wurde, richteten wir ein Gesuch an die Kommandantur in Tschita mit der Bitte um Bekanntgabe des Grundes unserer Internierung. Wir erhielten nach einigen Tagen die Antwort, dass das Kommando unzweifelhafte Beweise habe, dass wir uns zur Flucht vorbereitet hatten. Da dies nicht der Wahrheit entsprach, zumal Oberleutnant Dragan infolge einer schweren Verwundung eines Fusses und der Nieren an eine Flucht nicht denken konnte, baten wir die Kommandantur, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Gleich darauf wurden wir freigelassen und den sich in Antipicha im Lager frei bewegenden Offizieren zugesellt. Gleich darauf fassten wir, Hauptmann Bergermayer [22] des k.k. Landesschützenregiments Nr. I, Hauptmann Elger [23] des k.u.k. Sappeurbataillons Nr. 1, Oberleutnant Kahlen [24] des k.k. Landesschützenregiments Nr. I, Leutnant Mattanovich [25] und Leutnant Toth, beide des k.u.k. Infanterieregiments Nr. 12, sowie Fähnrich Zeiss eines Ulanen-Regiments und Fähnrich Dr. Repp [26] des k.k. Landesschützenregiments Nr. I und ich einen Fluchtplan, um über die Mongolei (Urga) zu Fuss und weiter über die Gobiwüste nach Peking zu kommen. Für ärarische Gelder, welche Leutnant Mattanovich hatte, kauften wir Bauernkleider u. Nahrungsmittel ein, buken Zwieback und setzten eine Nacht zur Flucht fest. In der verabredeten Nacht wurde Leutnant Toth, der das schon vorher gemachte Loch im Zaune ausheben sollte, von einem russischen Unteroffizier gepackt und so waren wir für diesmal an der Flucht verhindert.

Am 20. Juni wurde ein Teil von uns, darunter alle reichsdeutschen Offiziere, von Antipicha nach Werchne-Udinsk überführt. Hier war die Bewachung loser. Es gelang mir, als Offiziersdiener verkleidet in die Mannschaftsbaracke zu kommen und dort mit Hilfe eines österreichischen Infanteristen Heinrich Wagschal, der die Erlaubnis hatte, täglich das Rote Kreuz-Spital in Werchne-Udinsk zu besuchen, und durch Bestechung des diesen Infanteristen begleitenden russischen Soldaten in die Stadt zu kommen. Hier fand ich einen Juden, der mir einen Pass verschaffte. Das zur Flucht nötige Geld verschaffte ich mir auf folgende Weise. Aus den Ersparnissen während der bisherigen Gefangenschaft hatte ich 25 Rubel, durch die Nichtteilnahme an der Offiziersmenage in Werchne-Udinsk ersparte ich 15 Rubel, von zwei reichsdeutschen Offizieren erhielt ich insgesamt 170 Rubel.

Am 16. Juli führte mich ein von mir bestochener russischer Soldat in die Stadt und liess mich dort zurück. In der Nacht vom 16. auf den 17. Juli begann die Reise nach Irkutsk, während welcher mich ein Jude Alanowsky begleitete. Ich fuhr dann über Krasnojarsk, Omsk und Kurgan bis zwei Stationen vor Tscheljabinsk, wo ich ausstieg und bis zur ersten Station nach dieser Stadt zu Fuss längs der Eisenbahnlinie fünf Tage lang ging, da ein meinen Pass visitierender und denselben als nicht echt findender und von mir mit 15 Rubel bestochener Gendarm mir riet, die Grenze zwischen Russland und Sibirien bei Tscheljabinsk nicht mit der Bahn zu passieren, denn wahrscheinlich werde dort mein Pass vidiert werden. Ich fuhr dann weiter per Bahn über Samara, Pensa und Charkow nach Kischinew, um von dort zur bessarabischen Grenze

zu kommen. Von Kischinew fuhr ich per Wagen nach Korneschti, von wo ich zu Fuss mit Hilfe eines russischen Bauern bis zur Grenze bei Skuljany am 19.8. kam. In der Nacht wollte ich den Pruth passieren, wurde aber, als ich schon im Wasser war, von russischer wie auch von rumänischer Seite angeschossen. Der russische Grenzsoldat versetzte mir mit dem Gewehrkolben einen Hieb auf den Kopf und den Arm und verletzte mich am Ohr. Der um meinetwegen von der Grenzwache gekommene russische Unteroffizier bedauerte meine Unvorsichtigkit, dass ich ohne die Wache zu bestechen eigenmächtig über die Grenze gehen wollte, und liess mich für 10 Rubel frei. Da ich krank und erschöpft war, fuhr ich nach Kischinew, wo ich erfuhr, dass mein Anverwandter Moritz Grünberg in Odessa wohne. Ich begab mich nach Odessa, wo ich versteckt einige Tage im Hause Grünbergs blieb, während derselbe sich über die Ortschaften, wo Branntweinschmuggler russische Deserteure über die Grenze setzen, erkundigte. Wir fuhren dann nach Korneschti und Jedinzy und blieben dort einige Tage. Da man für das Passieren der Grenze einen sehr hohen Betrag verlangte, fuhren wir nach Lipkany, wo ich versteckt eine finstere Nacht abwarten musste, um über die Grenze geführt zu werden. Im letzten Momente teilte mir aber der Schmuggler mit, dass die Grenzwache gewechselt wurde, er eine gewisse Zeit brauche, um mit der neuen Wache bekannt zu werden, dass aber der Aufenthalt hier sehr gefährlich sei, da rumänische Spione gesucht würden. Ich fuhr zu dem inzwischen nach Odessa zurückgekehrten Grünberg. Derselbe brachte nach einigen Tagen in Erfahrung, dass ein Schmuggler aus Faleschti Deserteure über den Pruth führt. Wir begaben uns nach Faleschti, wo mich der Schmuggler am 8. September übernahm, den ganzen Tag in einem Stall versteckt hielt und in der Nacht vom 8. auf den 9. passierte ich mit einem russischen Studenten bei Walerussului die russisch-rumänische Grenze. Am 9. kam ich per Wagen nach Jassy, wo ich mich beim österreichisch-ungarischen Generalkonsulate meldete. Mit einem Reisezertifikate [27] des letzteren kam ich nach Burdujeni an der österreichisch-rumänischen Grenze um 11 Uhr abends an. Die Grenze überschritt ich bei Itzkany am 10. September um 7 Uhr früh. Vom Bahnsicherungskommando nach Czernowitz geschickt, wurde ich hier bei der Kundschaftsstelle verhört und sodann nach Kolomea zum 7. Armee-Kommando dirigiert, wo ich am 12. und 13. September 1915 auf Befehl Berichte über die Behandlung unserer und der deutschen kriegsgefangenen Mannschaften und Offiziere in Russland verfasste und über meine Gefangennahme und Flucht einem Verhör unterzogen wurde. Auch wurde ich genau über die militärischen Wahrnehmungen in Bessarabien und Rumänien verhört.[28] Am 14. September schickte man mich zum Ersatz-Bataillon, wo ich am 15. einrückte".

Daselbst begann nun für den glücklich Heimgekehrten eine etwas peinliche Prozedur, denn nach den damals gültigen Vorschriften hatte er sich vor einer Offiziersversammlung wegen seines Verhaltens anlässlich der Gefangennahme zu rechtfertigen und das umsomehr, als er ja unverwundet in Kriegsgefangenschaft geraten war. Die Offiziersversammlung trat am 2. Oktober 1915 zusammen und fasste auf Grund des vor-

hin teilweise wiedergegebenen Berichtes den Beschluss, sein Verhalten als gerechtfertigt anzuerkennen. Dieser Beschluss kam einer Art von Freispruch gleich, denn erst von diesem Augenblick an genoss er wieder alle Rechte eines Offiziers. Das galt vor allem für die Beförderung zum Oberleutnant in der Reserve, die sozusagen vor der Türe stand. Diese dürfte den Geflüchteten vorerst freilich nicht in erster Linie interessiert haben. Sein physischer und psychischer Zustand war infolge der Strapazen der Flucht derart, dass er dringend einer gründlichen Erholung bedurfte. Sie wurde ihm auch in Form eines achtwöchigen Kranken- und Erholungsurlaubes bewilligt und es darf angenommen werden, dass er denselben bei seinem Vater in Wien verbrachte; dieser war nämlich unter Zurücklassung seines Besitzes vor der Besetzung von Stanislau durch die russischen Truppen nach Wien geflüchtet, wo er eine Wohnung im 8. Bezirk in der Josefstädterstrasse 33 bezogen hatte.

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft wurde Leutnant Lebensart natürlich die Gage nachgezahlt. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich das k.k. Ministerium für Landesverteidigung sehr genau, zu genau, möchte man meinen. Es wurden ihm nämlich von den Nachtragsgebühren die vom feindlichen Staat empfangenen "Sustentationsbeträge" (229 Rubel = 581 Kronen 54 Heller) ebenso abgezogen, wie jene Beträge, die er von den beiden deutschen Offizieren (Landwehr-Hauptmann Erwin Krieger und Intendanzsekretär Hans Romansky) erhalten hatte (135 Rubel und 100 Mark); letztere wurden dem Kriegsministerium in Berlin seitens des Ministeriums für Landesverteidigung über das Ersatz-Bataillon des k.k. Landwehr-Infanterieregiments Nr. 20 mit dem Ersuchen übersandt, die hiermit zurückgezahlten "Darlehen" den beiden Offizieren auf geeignetem Wege zukommen zu lassen. Weiters wurde Leutnant Lebensart angewiesen, die ihm von Moritz Grünberg in Odessa vorgestreckten 150 Rubel selbst zurückzuzahlen. Auf diese Art und Weise blieb dem Heimgekehrten von seinen Nachtragsgebühren nicht viel übrig und was noch schlimmer war, es hatte den Anschein, als ob die Flucht als sein Privatvergnügen angesehen wurde und er infolgedessen für die Spesen voll aufzukommen hätte. Gegen eine solche Auffassung der hohen Staatsgewalt, d.h. des knausrigen ärarischen Fiskus, revoltierte jedoch der bescheidene Untertanenverstand des Reserveleutnants. In einem Gesuch vom 20. November 1915 bat er das k.k. Ministerium für Landesverteidigung um Refundierung der oben genannten Beträge. Er wies darauf hin, dass er diese Gelder einzig und allein für die Durchführung der Flucht verwendet habe, die sich ohne entsprechende Mittel überhaupt nicht hätte durchführen lassen; mit der Bemerkung, dass die Flucht ganz ausserordentliche Anforderungen an seinen persönlichen Patriotismus gestellt habe, verband er die Anspielung, dass dieselbe doch auch im Interesse des Staates gelegen gewesen sei. Er führte auch an, dass seine Eltern bei ihrer Flucht aus Stanislau die unbewegliche Habe und damit den Grossteil ihres Besitzes hatten zurücklassen müssen und er sie nun unterstützen müsse. Diese Umstände bewogen das k.k. Ministerium für Landesverteidigung denn doch, dem Bittsteller die Auszahlung des Betrages von 840 Kronen zu bewilligen.[29]

Während er sich auf Urlaub befand, wurde seine Beförderung zum Oberleutnant in der Reserve mit Wirkung vom 1. September 1915 verlautbart.[30] In diese Zeit fiel auch der Entschluss, an das k.k. Ministerium für Landesverteidigung das Ansuchen um Übernahme in den Berufsoffiziersstand zu stellen. Am 13. Dezember 1915 rückte er zu seinem Ersatzbataillon nach Wadowice ein und am 30. Dezember verfasste er das entsprechende Gesuch.[31] Zuerst hatte verfügungsgemäss die Versammlung der gerade beim Ersatz-Bataillon befindlichen aktiven Offiziere dazu Stellung zu nehmen, was am 3.1.1916 geschah. Die Herren hatten gegen eine etwaige Aktivierung des Oberleutnants Lebensart nichts einzuwenden und bezeichneten seine Dienstleistung beim Ersatztruppenteil als befriedigend. Sodann wurde das Gesuch an das Kommando des Feldregiments weitergeleitet. Dort fand es keine freundliche Aufnahme. Der Regimentskommandant, Oberst Alfred Skvara Edler von Monte Lémerle erklärte den Bewerber in praktischer Beziehung zum Berufsoffizier "nicht geeignet", verneinte die Frage verspricht nach Vorbildung und Gesamtindividualität ein tüchtiger Berufsoffizier zu werden' und bezeichnete sein Verhalten vor dem Feinde als "weniger befriedigend". Das Odium, das auf einem unverwundet in Kriegsgefangenschaft geratenen und bis dato nicht dekorierten Offizier trotz der Rechtfertigung lastete, scheint für diese Beurteilung bestimmend gewesen zu sein.

Das aktive Offizierskorps beim Feldregiment schloss sich der Ansicht des Kommandeurs an und bezeichnete die Übernahme Lebensarts in den Berufsoffiziersstand als "nicht erwünscht". Damit war die Entscheidung natürlich gefallen, zumal auch der Kommandant der k.k. 43. Landwehr-Infanterie-Truppen-Division das Gesuch unter der Begründung nicht befürwortete "keine Akquisition für den Berufsoffizierstand". Das Armeeoberkommando, das sich ebenfalls zu äussern hatte, schlug auf Grund des Gutachtens des Regimentskommandanten die Ablehnung der Aktivierungsbitte vor, welche dann auch seitens des k.k. Ministeriums für Landesverteidigung am 9. Februar 1916 erfolgte.

Zu dieser Zeit befand sich Oberleutnant Lebensart allerdings nicht mehr beim Ersatzbataillon. In Anbetracht seiner Flucht aus der russischen Kriegsgefangenschaft hatte das k.k. Ministerium für Landesverteidigung unterm 27. Dezember 1915 verfügt, dass er keinem gegen Russland kämpfenden Regimente zuzuteilen sei, sondern an die Südwest-Front abzugehen habe.[32] Im Laufe des Jänner 1916 traf er dort ein und wurde dem k.k. Landsturm-Infanterieregiment Nr. 6 (k.k. 106. Infanterie-Truppen-Division) zugeteilt. Im Verbande dieses Regiments machte er als Zugskommandant verschiedene Kämpfe während der 5. Isonzoschlacht mit und zeichnete sich besonders am 15. Mai 1916 bei einem Angriff auf eine italienische Höhenstellung nordöstlich von Monfalcone aus. Er drang mit seinem Zug schneidig in die feindliche Hauptstellung ein und behauptete diese gegen wiederholte italienische Gegenangriffe, trotzdem er durch Steinschlag leicht vrwundet wurde. Hierfür wurde er mit Ah. Entschliessung vom 2. September 1916 mit der Bronzenen Militärverdienstmedaille am Bande des Militärverdienstkreuzes ausgezeichnet.[33]

Als die k.k. 106. Infanterie-Truppen-Division nach den Erfolgen der Brussilow-Offensive Ende Juli 1916 auf den russischen Kriegsschauplatz verlegt wurde, erhielt Oberleutnant Lebensart eine neue Verwendung als Dolmetsch der russischen Sprache beim Divisionskommando. In dieser Eigenschaft stellte er — wie schon erwähnt — am 23. August 1916 den Antrag, sein bisheriges Verhalten vor dem Feinde einschliesslich seiner Flucht im Hinblick auf eine eventuell zu verleihende Auszeichnung zu überprüfen. Er empfinde es — so schrieb er zur Begründung seines Ansuchens — kränkend, dass sein Verhalten auf dem russischen Kriegsschauplatz und die durchgemachten Gefahren und Anstrengungen der Flucht, welche er ja nur unternommen habe, um für sein Vaterland weiterkämpfen zu können, bisher ohne Anerkennung geblieben seien. Der Lauf dieses Aktes war recht kompliziert und zeitraubend, denn es mussten den Bestimmungen gemäss die seinerzeitigen Vorgesetzten ein entsprechendes Gutachten abgeben. Sein frührer Bataillonskommandant bezeichnete sein Verhalten als durchaus einwandfrei und die Schilderung seiner Flucht als absolut glaubhaft — für diese gab es ja auch keine Zeugen. Der schon genannte Oberst von Skvara gab auch bei diesem Anlasse seiner nicht gerade freundlichen Gesinnung gegen Oberleutnant Lebensart Ausdruck, doch fiel die Beurteilung durch Oberst Emanuel von Hohenauer, den Kommandanten des k.k. Landwehr-Infanterieregiments Nr. 20 im Jänner 1915 recht günstig aus und dieser war es auch, der einen Belohnungsantrag verfasste und die Verleihung der Silbernen Militärverdienstmedaille am Bande des Militärverdienstkreuzes vorschlug. Der seinerzeitige Brigadier schloss sich diesem Antrag bestens befürwortend an, doch der frühere Divisionär war damit nicht einverstanden; unter Hinweis darauf, dass eine besondere Waffentat nicht vorliege, sprach er sich unter Berücksichtigung der mit Energie und Ausdauer durchgeführten Flucht aus der Kriegsgefangenschaft für eine Belobung durch das Armeeoberkommando oder das zuständige Armeekommando aus. Der ehemalige Kommandant des X. Korps war ebenfalls dieser Ansicht. Generaloberst Svetozar von Boroevic, der Kommandant der 5. Armee, beantragte hingegen die Verleihung der Silbernen Militärverdienstmedaille. Die Entscheidung lag nun beim Armeeoberkommando, bzw. beim Chef des Generalstabes, dessen Vorschlag der Kaiser zumeist akzeptierte. General der Infanterie Arthur von Arz setzte sich in richtiger Erkenntnis der Sachlage über alle Begutachtungen hinweg und schlug Kaiser Karl unterm 13. April 1917 — fast acht Monate war das Gesuch schon im Lauf — die Verleihung einer höheren Auszeichnung, nämlich die des Militärverdienstkreuzes III. Kl. mit der Kriegsdekoration und den Schwertern vor. Der Kaiser billigte die Motivierung seines Generalstabschefs und verlieh die genannte Auszeichnung mit Entschliessung vom 20. April 1917.[34]

Inzwischen hatte Oberleutnant Lebensart ein neues Aufgabenbereich gefunden. Er fungierte nun als Gehilfe des Kundschafter-Offiziers des IV. Korps-Kommandos sowie als Offiziers-Dolmetsch und hatte dabei Gelegenheit, an der Universität Lemberg das Jus-Doktorat abzulegen (Promotion am 2. Mai 1917).[35] Da jedoch zu erwarten stand, dass diese

relativ ungefährliche Tätigkeit nicht von Dauer sein und er über kurz oder lang wieder bei der kämpfenden Truppe eingeteilt werden würde, ersuchte er unterm 12. April 1917 um Transferierung vom k.k. Landwehr-Infanterieregiment Nr. 20 zu einem anderen Regiment und um Änderung seines Namens auf Kriegsdauer.[36] Er besorgte nämlich, an Russland ausgeliefert zu werden, falls er auf dem italienischen Kriegsschauplatz in Gefangenschaft geraten sollte. Das Ministerium für Landesverteidigung verschloss sich diesem Wunsche nicht und verfügte unterm 16. Juni die Zuteilung zum k.k. Schützenregiment Nr. 14.[37] Über die Namensänderung hatte jedoch das k.k. Ministerium des Inneren zu entscheiden. Dieses teilte auf eine entsprechende Anfrage mit, dass eine Namensänderung auf eine bestimmte Zeit gesetzlich nicht vorgesehen sei; es bleibe dem Bittsteller jedoch anheimgestellt, in Anbetracht der kriegsbedingten Umstände seinerzeit die Wiederherstellung seines ursprünglichen Namens anzustreben. — Dieser Bescheid erreichte Oberleutnant Lebensart anfangs August 1917 beim Ersatz-Bataillon des k.k. Schützenregiments Nr. 14 in Hall in Tirol. Er machte von der ihm eröffneten Möglichkeit Gebrauch und richtete am 27. September 1917 ein diesbezügliches Gesuch[38] über das Armeeoberkommando an das k.k. Ministerium des Inneren. Das Armeeoberkommando ordnete seinerseits an, dass er bis zur Erledigung desselben bei den Marschformationen des 11. Armeekommandos zu verbleiben habe. Über die Erledigung des Gesuches liegen indessen keinerlei Nachrichten vor; es hat den Anschein, als wäre die Frage der Namensänderung durch die Ereignisse in Russland (Oktoberrevolution) gegenstandslos geworden. In den Rang- und Einteilungslisten des k.k. Schützenregiments Nr. 20 und Nr. 14 vom Sommer und Herbst 1918 wurde Oberleutnant in der Reserve Lebensart jedenfalls unter diesem Namen geführt. Damit erschöpfen sich auch die Quellen über seine Tätigkeit im letzten Kriegsjahr; es ist nur bekannt, dass er beim k.k. Schützenregiment Nr. 14 — und das wohl bis Kriegsende — verblieb.

★

1 Es bestand ja die allgemeine Wehrpflicht, die nur durch das von Zeit zu Zeit durch die Parlamente neu zu bewilligende Rekrutenkontingent eine gewisse Beschänkung erfuhr.

2 Das Zitat ist dem Berichte Oberleutnant Lebensarts entnommen, den er am 23. August 1916 über seine Gefangennahme und Flucht erstattete und der dem Offiziersbelohnungsantrag (OBA) Nr. 145.324 beiliegt (Kriegsarchiv Wien, Belohnungsakten). Alle folgenden Aktenzitate beziehen sich auf die Bestände des Kriegsarchivs in Wien.

3 Abschrift des Hauptgrundbuchblattes und Aktivierungsgesuch vom 30. Dezember 1915 im Archiv des k.k. Ministeriums für Landesverteidigung, I. Abt. Nr. 1547 aus 1916 (Faszikel 2679).

4 Der Ergänzungsbezirk desselben war Stanislau; es setzte sich hauptsächlich aus Ruthenen zusammen.

5 Vgl. Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918. Hsg. vom Bundesministerium für Heereswesen und vom Kriegsarchiv. II. Band Wien 1931, Seite 124 ff.

6 Beide Berichte — der erste im Original, der zweite in Abschrift — erlie-

gen im Archiv des k.u.k. Reichskriegsministeriums, 10. Abt. Nr. 643 vom 10.1.1916 (Hinterlegungszahl 10—33/5).

7 Archiv des k.u.k. Reichskriegsministeriums, Präs.-Abt. Nr. 27.436 vom 8.1.1916 (Hinterlegungszahl 5—67/40-4). In diesem an alle Militärkommanden gerichteten Erlass wurde die Vorlage von Gefechtsberichten und Meldungen über Waffentaten vor dem Feinde und Leistungen im Kriegsgebiet anheimgestellt, damit allen Militärpersonen, welche vielleicht durch die Ungunst der Verhältnisse nicht berücksichtigt wurden, volle Gerechtigkeit widerfahre.

8 Beilage zum OBA. Nr. 145.324.

9 Mit Leutnant Lebensart gerieten am selben Tage — teils verwundet, teils unverwundet — mehrere Offiziere des k.u.k. Inft.-Rgt. Nr. 41 und der k.k. Landwehr-Inft.-Rgter Nr. 20 und Nr. 36 in russische Kriegsgefangenschaft.

10 Aus zahlreichen Berichten von kriegsgefangenen österr.-ungar. Offizieren geht hervor, dass sich die russischen Transportkommandanten an den ihnen für die Verpflegung der Transporte zugewiesenen Geldmitteln ziemlich ungeniert bereicherten.

11 Hauptmann (aktiv) Georg Kwiech des k.u.k. Inft.-Rgt. Nr. 89, kriegsgefangen seit 31.1.1915; Geburtsjahr 1881, Heimatzuständigkeit Kremsier, Mähren.

12 Es handelt sich vermutlich um den Ldst.-Oberleutnant Alexander Ambes des k.k. Landsturm-Inft.-Rgt. Nr. 20, der am 28.1.1915 in Kriegsgefangenschaft geriet und am 4.7.1917 als Austauschinvalider zurückkehrte; geb. am 3.5.1875 in Kolloredow, Mähren, Heimatzuständigkeit Lemberg, Galizien.

13 Oberleutnant (aktiv) Viktor Kochanowski des k.u.k. Ulanen-Rgt. Nr. 13; Gebj. 1877, Heimatzuständigkeit Kimpolung, Bukowina. Er befand sich bei einer Gruppe österr.-ungar. und deutscher Offiziere, die am 15.3.1915 aus einem Lager 7 Werst östlich von Tschita entfloh. Zuerst zu Fuss und dann per Bahn versuchten die Geflüchteten, durch die Mongolei nach Peking zu gelangen. Bei einer Passkontrolle in Mandschurija wurde Oberleutnant Kochanowski festgenommen und nach Tschita zurückgebracht. Es gelang ihm erst im Frühsommer 1918, sich nach Österreich durchzuschlagen, wo er dann in der 10. Abt. des k.u.k. Reichskriegsministeriums Verwendung fand. OBA. Nr. 122.956 für Oblt. Franz Wlad des k.u.k. Inft.-Rgt. Nr. 95.

14. Oberst Franz Kralicek, Kommandant des k.k. Landsturm-Infanterieregiments Nr. 18, geriet bei der Übergabe der Festung Przemysl in russische Kriegsgefangenschaft (22.3.1915) und schlug sich nach mehreren missglückten Fluchtversuchen im Winter 1917/18 nach Österreich durch.

15 Leutnant i.d. Res. Nikolaus Tóth des k.u.k. Inft.-Rgt. Nr. 12; Gebj. 1886, Heimatzuständigkeit Izsa, Ungarn.

16 Fähnrich i.d. Res. Graf Balint Széchényi des k.u.k. Husaren-Rgt. Nr. 10! geb. am 23.11.1893 in Konstantinopel.

17 Hauptmann (aktiv) Julius Tomcsany des k.u.k. Inft.-Rgt. Nr. 83; Gebj. 1877, Heimatzuständigkeit Ungvar, Ungarn.

18 Oberleutnant (aktiv) Dionys Perczel von Bonyhád des k.u.k. Husaren-Rgt. Nr. 7; Gebj. 1888, Heimatzuständigkeit Bonyhád, Ungarn.

19 Über die hier geschilderten Zustände in den Kriegsgefangenenlagern Sibiriens erstattete Leutnant Lebensart — siehe seine Bemerkungen am Schluss dieses Berichtes — bereits unmittelbar nach Überschreitung der österreichisch-rumänischen Grenze dem VII. Armee-Kommando einen schriftlichen Bericht, den dasselbe sofort an das AOK. weiterleitete. Dieses legte die Ausführungen Lebensarts und andere gleichlautende Berichte dem k.u.k. Reichskriegsministerium vor und beantragte in einem ziemlich scharf gehaltenen Schreiben (gezeichnet "Auf hohen Befehl" Conrad, General-Oberst), kurzerhand Reziprozität zu üben und die russischen Kriegsgefangenen — Offiziere und Mannschaften — in analoger

Weise zu behandeln. Weiters wurde vorgeschlagen, der russischen Regierung über die spanische und amerikanische Botschaft hiervon in entsprechend nachdrücklicher Weise Mitteilung zu machen, um auf diese Weise vielleicht doch eine Abstellung der Misstände zu erreichen. Der Antwort des k.uk. Reichskriegsministeriums ist zu entnehmen, dass den russischen Offizieren bisher eingeräumte Begünstigungen entzogen und dass im Wege des k.u.k. Ministeriums des Äusseren entsprechende Schritte zur Behebung der Übelstände in den sibirischen Lagern getan wurden, dass aber gleichzeitig unter Mitwirkung des amerikanischen Roten Kreuzes der Betrag von 2 Millionen Kronen zur Linderung der Not der österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen flüssig gemacht wurde. Archiv des k.u.k. Reichskriegsministeriums, 10. Abt. Nr. 89.879-res v. 7.10. 1915 (Hinterlegungszahl 10—7/7-257).

20 Oberleutnant (aktiv) Karl Lammel des k.k. Landwehr-Inft.-Rgt. Nr. 20; Gebj. 1887, Heimatzuständigkeit Furadl, Böhmen.

21 Oberleutnant (aktiv) Orest Dragan des k.k. Landwehr-Inft.-Rgt. Nr. 22; Gebj. 1887, Heimatzuständigkeit Czernowitz, Bukowina.

22 Hauptmann Johann Bergermayer des k.k. Landesschützen-Rgt. Nr. I; Gebj. 1878, Geb.-Ort Obritz, Niederösterreich.

23 Hauptmann (aktiv) Gustav Elger des k.u.k. Sappeur-Baons Nr. 1; Gebj. 1881, Heimatzuständigkeit Reichenberg, Böhmen.

24 Oberleutnant (aktiv) Friedrich Kahlen des k.k. Landesschützen-Rgt. Nr. I; Gebj. 1891, Heimatzuständigkeit Graz, Steiermark.

25 Leutnant i.d. Res. Hermann von Mattanovich des k.u.k. Inft.-Rgt. Nr. 12; Gebj. 1890, Heimatzuständigkeit Teschen, österr. Schlesien.

26 Fähnrich i.d. Res. Dr. jur. Theodor Repp des k.k. Landesschützen-Rgt. Nr. I; geb. am 23.9.1886 in Brünn, Mähren.

27 Dasselbe liegt dem Akt des k.u.k. Reichskriegsministeriums 10. Abt. Nr. 643 vom 10.1.1916 bei.

28 Auch der Bericht vom 2.10.1915 enthält diebezügliche Mitteilungen, die aber hier nicht reproduziert wurden.

29 Archiv des k.k. Ministeriums für Landesverteidigung, Präs.-Abt. Nr. 17.859 von 1915 (Fsz. 329) und X. Abt. Nr. 2.522 von 1916 (Fsz. 1449).

30 Verordnungsblatt für die k.k. Landwehr Nr. 142 vom 6.11.1915, Seite 1880.

31 Das Gesuch mit allen Beilagen im Archiv des k.k. Ministeriums für Landesverteidigung, I. Abt. Nr. 1547 aus 1916 (Fsz. 2679).

32 Archiv des k.k. Ministeriums für Landesverteidigung Präs.-Abt. Nr. 21.971 von 1915 (Fsz. 329).

33 OBA. Nr. 100.763 vom 6.6.1916. Die Verlautbarung der Auszeichnung erfolgte im Verordnungsblatt für die k.k. Landwehr Nr. 131 vom 9.9.1916, Seite 1918.

34 Verlautbart im Verordnungsblatt für die k.k. Landwehr Nr. 69 vom 28.4.1917, Seite 1042.

35 Archiv des k.k. Ministeriums für Landesverteidigung, I. Abt. Nr. 11.535 von 1917 (Fsz. 2745).

36 Archiv des k.k. Ministeriums für Landesverteidigung, I. Abt. Nr. 12.726 von 1917 (Fsz. 2747).

37 Archiv des k.k. Ministeriums für Landesverteidigung, I. Abt. Nr. 10.096 von 1917 (Fsz. 2742). Im April 1917 wurden alle k.k. Landwehr-Infanterieregimenter auf k.k. Schützenregimenter umbenannt (nur die k.k. Landwehr-Inft.-Rgter Nr. 4 und Nr. 27 erhielten die Bezeichnung k.k. Gebirgsschützen-Rgt. Nr. 1 und Nr. 2).

38 Archiv des AOK., Präs.-Abt. Pers.-Nr. 53.340 von 1917 (Fsz. 1197).

Dr. Arthur Stern (Jerusalem)

STEFAN ZWEIG UND SEIN FREITOD

Eine psychologisch-psychiatrische Betrachtung / Zum 25. Todestage

Es sind jetzt 25 Jahre her, seit der Freitod von Stefan Zweig und seiner jungen Frau die Welt erschütterte. Dieser bisher kaum verständliche Doppelfreitod erfordert einmal eine fachärztliche Betrachtung.

Versetzen wir uns zurück in die fröhliche Kaiserstadt Wien am Ausgang des 19. Jahrhunderts, in das Wien, in dem sich die Musen der Dichtung — Hugo von Hofmannsthal (1874—1929), Arthur Schnitzler (1882—1931) —, des Theaters — Adalbert Matkowski (1858—1909), Josef Kainz (1858—1910) — , der Musik — Gustav Mahler (1860—1911), Johannes Brahms (1833—1897) — ein Rendezvous gaben, dessen Ruhm grosse Ärzte wie Billroth (1829—1894) verbreiteten, wo Freuds Psychoanalyse und Herzls geniale Konzeption ihren Ausgang nahmen, das Wien, in dem auch die Dekadenz nicht fehlte — der krankhaft-geniale Otto Weininger (1880—1903) und sein Werk "Geschlecht und Charakter" bezeugen es —, in diese Stadt Wien wurde am 28. November 1881 Stefan Zweig als Sohn eines wohlhabenden Textilkaufmanns hineingeboren. Es ist wohl nicht unwichtig, dass Zweig, der gleichfalls etwas von dieser Prominenz und Dekadenz Wiens repräsentierte, aus dieser Stadt in dieser Zeit hervorging.

Väterlicherseits stammte die Familie, biedere jüdische Kaufleute, eher zur Assimilation als zur Orthodoxie neigend, aus Mähren. Mütterlicherseits trug die Familie schon mehr internationalen Charakter: die Mutter, in Ancona geboren, spricht ein fliessendes Italienisch. Von irgendwelchen krankhaften Zügen in der Familie Stefan Zweigs ist mir nichts bekannt geworden.

Im Wiener Prater liebkost die damalige k.u.k. Kronprinzessin den hübschen kleinen Stefan, der als wilder, etwas eigenwilliger und eigensinniger Bub heranwächst und der gleichfalls als sehr temperamentvoll geschilderten Mutter manche erzieherische Schwierigkeiten bereitet. Ein mittelmässiger Schüler zwar, ist Stefan schon früh mit Schriftstellerei und Dichten beschäftigt. Seine spätere schriftstellerische Laufbahn gleicht einem märchenhaften, meteorhaften Aufstieg: "...sein literarischer Ruhm reicht" — wie Thomas Mann schreibt — "bis in das letzte Winkel der Erde, seit den Tagen des Erasmus ist kein Schriftsteller mehr so berühmt gewesen, wie Stefan Zweig". Und noch heute, 25 Jahre nach seinem tragischen Freitod, der das Hauptthema dieser Betrachtung darstellt, ist sein

schriftstellerischer Ruhm nicht verklungen. "Seine Werke", stellt Hans Habe im November 1966 fest, "sind so frisch, als hätte er sie heute geschrieben".

Stefan Zweig, der an die zweihunderttausend Folioseiten geschrieben haben soll, ist (nach dem UNESCO-Welthandbuch 1953) in 29 oder mehr Fremdsprachen übersetzt und damit der meistübersetzte deutschsprachige Schriftsteller überhaupt. Es spricht für Stil und Inhalt Zweig'scher Werke, dass selbst in den exotischsten Übersetzungen, der Eindruck auf den Leser erhalten bleibt: der Reichtum seiner Sprache, sein kristallklarer, plastischer und geschliffener Stil, freilich nicht überall gleich und nicht von allen gleichmässig gewürdigt, hat nach unseren Begriffen wenig seinesgleichen. Stefan Zweig reizt vor allem das Psychologische, das Fremdartige, die psychologische Analyse, das Einfühlen in und die Begegnung mit Menschen, ob er sich mit dem von ihm besonders geschätzten Balzac, mit Dostojewski, Fouché oder Kleist befasst, stets ist der psychologische Reiz merkbar, die Menschen, die er dichterisch nachzeichnet oder erfindet, insbesondere die zwiespältigen, zu charakterisieren. Hierin liegt wohl seine dichterische Stärke.

Es liegt mir fern und abseits meiner Kompetenz, Zweig literarisch zu würdigen. Aber einige Besonderheiten aus seinem Leben und Werk sind vorauszuschicken, bevor ich an mein eigentliches, fachärztlich-psychiatrisches Thema herantrete.

Es ist für uns gewiss von Interesse, dass Zweig früh zu Theodor Herzl in Beziehungen trat, obwohl er als "Weltbürger" der zionistischen Bewegung sehr skeptisch und ablehnend gegenüberstand. Schon 1900, als 19 jähriger, hatte er die grosse Freude (stolz in der "Welt von Gestern" geschildert), von dem damaligen Feuilleton-Redakteur der "Neuen Freien Presse", Theodor Herzl, empfangen und gleich mit einem Erstlingsaufsatz angenommen und gedruckt zu werden. Herzls Beisetzung 1904, an der Zweig teilnahm und die Trauer um den Genius Herzl hat er sowohl in "Welt von Gestern", als auch in einem Essay "Erinnerung an Theodor Herzl" (1929) mit grosser Bewegtheit beschrieben.

Es ist nicht zu verkennen (und hier setzt bereits unsere Analyse ein), dass Zweig manchmal in (hypomanischer) Überschwenglichkeit Superlative bevorzugte. Er schreibt am Ende des ersten Weltkrieges, der ihn, den Pazifisten, besonders erschütterte, seinen "Jeremias", wie er selbst sagt "in a spirit of exasperation". Es muss manchen Widerspruch hervorrufen, wenn er das Versagen des 73 jährigen Goethe bei der 17 jährigen Ulrike von Levetzow (die herrliche "Marienbader Elegie"!) zu den "Sternstunden der Menschheit" zählt oder "die Stimme" von Josef Kainz, die er nach dessen Tode aus dem hohlen Trichter eines primitiven Grammophons hört, in ekstatischen Superlativen schildert.

Dass bei Zweig Erotik, Sex und Leidenschaft extrem zur Geltung kommen, bezeugen u.a. seine Essays "Briefe einer Unbekannten", "Brennendes Geheimnis", sowie seine Gespräche mit Freunden (Zuckmayer), ohne dass er je zur Frivolität greift, wie es die moderne Literatur so gern tut. Der nach seiner Novelle "Brennendes Geheimnis" gedrehte Film machte sogar ungewollt "Geschichte". Er wurde in Berlin ausge-

rechnet zur Zeit des Reichstagbrandes gross angekündigt und verboten, als Passanten haufenweise vor den Plakaten stehen blieben!

Zu Zweigs bedeutsamsten psychologischen Werken gehört der Band "Heilung durch den Geist" (1931). Die Art, wie er hier bei dem Vertreter des tierischen Magnetismus Mesmer und der Begründerin der Christian Science, Eddy Mary Baker, über alle Scharlatanerien hinweg das suggestive Moment ihrer Erfolge herausarbeitet, stellt auch für den Fachmann einen ästhetischen Genuss dar. (Das Kapitel Mesmer umfasst auch eine pikante Pointe: Mesmer, der grosse Magnetopath des 18. Jahrhunderts, heilt eine Blinde, mit dem Erfolg, dass sie ihm an Dankes statt die Forderung präsentiert, sie mit 200 Dukaten für den Verlust des Einkommens zu entschädigen, das sie ihrer Blindheit verdankte. Das erinnert an einen Vorfall während meiner einstigen Berliner ärztlichen Praxis, als eine kranke Malerin, die unter einem Krampf der Rumpfmuskulatur litt und zum Tragen eines schweren orthopädischen Korsetts genötigt war, mir es nie verzeihen konnte, sie davon befreit zu haben, weil sie vorher mitleiderweckend von einem Landgut zum anderen reiste und nun dieses Schutzes und dieser Einnahmequelle beraubt wurde !)

Bei dem dritten der drei Meister der "Heilung durch den Geist", bei Sigmund Freud, hat Zweig die suggestiven Heilerfolge nicht in gleicher Weise wie bei Mesmer und Eddy Baker gesehen und deshalb — was bei einem Laien verständlich ist — die psychoanalytische Lehre über ihren wissenschaftlichen Wert hinaus geschildert. Allerdings hat Zweig die Psychoanalyse Freuds wie eine Offenbarung begrüsst und Freud bei der Londoner Trauerfeier 1939 einen bewegten Nachruf gehalten, wiewohl er sich nicht in allen Teilen zum Anhänger der Freud'schen Psychoanalyse bekennt (z.B. lehnte er die betonte Einseitigkeit der Lehre, die Laienanalyse, ab). Sein brillanter Stil aber und seine weisen Gedanken zu dem Thema beherrschen das Buch. Wenn er z.B. die Hysterie als "diese genialste Komödiantin der pathologischen Welt" bezeichnet, muss auch der Fachmann applaudieren. Ebenso bemerkenswert ist seine Erkenntnis: "Nie geschieht an einem Menschen ein Wunder, der es nicht innen längst leidenschaftlich erwartet hatte". Allerdings verfällt der fachmännisch unbelastete Zweig in den Fehler der Anhänger der Psychoanalyse, nämlich zwischen mitunter geistreichen Hypothesen und echter wissenschaftlicher Erkenntnis zu unterscheiden.

(Wenn Stefan Zweig in seinem autobiographischen Werk "Welt von Gestern" eine Begebenheit aus dem Jahre 1910 schildert, die eine achzigjährige Dame betrifft, bei deren Taufe in Weimar noch der alte Goethe zwei Jahre vor seinem Tode zugegen war und damit sehr befriedigt eine "Kontinuität" von Goethe zu Zweig herstellt, muss ich an ein Studentenerlebnis aus der Jahrhundertwende zurückdenken, als ein alter Droschkenkutscher, der mich fuhr, stolz erzählte, er habe noch "den alten Goethe gefahren". Wenn der Droschkenkutscher bei einer Zeitdifferenz von etwa 70 Jahren nicht gerade geflunkert hat, um sich interessant zu machen, könnte auch hier eine derartige "Kontinuität" zu Goethe hergestellt werden).

Zweig reist nach seiner 1904 in Wien erfolgten Doktorpromotion

nach Paris. Er ist überhaupt, teils aus innerer Unruhe, teils zur Erweiterung seiner Erfahrungen und später durch Krieg und Emigration gezwungen, sehr viel herumgereist (Italien, Spanien, Holland, die USA, Frankreich, Belgien, Deutschland, Indien, Südamerika, Kuba, Panama u.a.). Zum Schluss unterschreibt er sich etwas spöttisch "Stefan Zweig, früher Schriftsteller, jetzt Sachverständiger für Einreiseerlaubnis".

Die Freundschaft Zweigs zu Friederike von Winternitz beginnt 1912, er kann sie allerdings erst 1920 heiraten, weil Friederikes erste Ehe — und sie ist Katholikin — zuerst geschieden werden musste.

Im Jahre 1916 kauft Zweig das Trompeterschlösschen am Kapuzinerberg in Salzburg, in dem er einen grossen Teil seines Lebens dichtend und im Kreise seiner vielen Freunde verbrachte. Nach einer Hausdurchsuchung 1934 (weil man bei dem Pazifisten Zweig Waffen vermutete!) nimmt er schwer gekränkt 1935 in London ständigen Wohnsitz. 1937 verkauft er endgültig sein Salzburger Haus. Er ist schon damals für die Zukunft so pessimistisch und deprimiert, dass er sein Besitztum, vor allem die grosse und wertvolle Bibliothek, sowie die mit grosser Liebe angelegte Autographensammlung, in alle Winde gehen lässt. (Ein kleiner Teil seiner Korrespondenz landete auch in der Nationalbibliothek in Jerusalem). Die einzigartige Autographensammlung, die Zweig über Jahre hinweg mit grossem Verständnis zusammenstellte, war dazu angetan, die Arbeits- und Entstehungsweise wertvoller Originalmanuskripte und Notenblätter berühmter Persönlichkeiten und Musiker (auch ein Edikt Napoleons) zu dokumentieren.

In die Jahre 1931/33 fällt die viel erörterte Episode Richard Strauss, auf dessen Veranlassung er das Libretto für die Oper "Die schweigsame Frau" geschrieben hatte. Als Strauss sich mit Hitler und den Nazis verbrüdert, will Zweig sein Libretto zurückziehen. Der Umstand, dass Strauss auf dem Zweig-Libretto bestand, gab im damaligen Nazireich zu schweren politischen Auseinandersetzungen Anlass, an denen sogar Hitler persönlich beteiligt war. Das Stück wird zwar in Dresden aufgeführt, aber nach zwei Aufführungen abgesetzt und nach der Schweiz transferiert. (Die Beziehungen zwischen Richard Strauss und Stefan Zweig blieben trotzdem bestehen. Erst kürzlich wurde ein Strauss'sches Spätwerk, die Oper "Friedenstag", mit Stefan Zweigs Libretto in Los Angeles uraufgeführt).

Seit 1936 hat Zweig eine neue Sekretärin, Lotte Altmann, die ihm seine Frau Friederike verschafft hat. Diese Sekretärin begleitet ihn auf seinen Reisen, und die sich nun entwickelnde Romanze zwischen Stefan Zweig und Lotte Altmann führt zu grossen Erschütterungen — die Friederike in ihrer Zweig-Biographie beschreibt, in der sie trotz schwerster persönlicher Kränkung die Grösse und das Genie Zweigs unbestritten lässt, — zur Scheidung, zur 1939 erfolgten zweiten Eheschliessung mit Lotte und der Niederlassung in England. In den Jahren 1940/41 schreibt er in den USA und Brasilien seine "Welt von Gestern" und nach ausgedehnten und erfolgreichen Vortragsreisen, trifft Stefan Zweig in New York seine erste Frau Friederike, mit der die persönlichen Beziehungen und die Korrespondenz bis zu seinem Tode fortbestehen (er schreibt ihr,

"gib nie dem Gedanken Raum, Du hättest mich verloren") und übersiedelt 1941 in den brasilianischen Sommerkurort Petropolis bei Rio de Janeiro. Seine letzten Arbeiten sind "Brasilien, Land der Zukunft" — eine Arbeit übrigens, die ungeheuren Eindruck auch kontroverser Art macht, — die berühmte Schachnovelle und eine Studie über den ihm wahlverwandten Philosophen Montaigne.

Wenige Tage vor ihrem Ende waren Stefan und Lotte als Gäste eines jungen Verlegers zu dem berühmten Karneval nach Rio gefahren. Dies hat freilich auf die schwere Depression, in der sich Zweig bereits befand, nur die gegenteilige Wirkung ausgeübt, wie wir das in ähnlichen Krankheitszuständen nur allzu oft zu beobachten gewohnt sind. Zweig drängt zur Abreise, ordnet mit Lotte bei einem Anwalt in Rio die Erbschaft, die restlos Lottes Verwandten in London zufällt, da Zweig in seinen beiden Ehen kinderlos blieb. Dann schreibt er Abschiedsbriefe an die Behörden, seine letzten Verfügungen und geht am 23. Februar 1942 mit seiner jungen Frau freiwillig in den Tod: man fand beide, durch Veronal vergiftet, eng beieinander — Lottes Kopf an seiner Brust.

Brasilien, dem Zweig noch kurz vorher mit heisser Liebe sein Werk "Brasilien — Land. der Zukunft" gewidmet hatte, war bestürzt. Der brasilianische Staatspräsident ordnet ein Staatsbegräbnis an, das zu einem Ereignis wurde. Etwa 4000 — 5000 Menschen folgten dem Leichenzug. Die Strassen waren abgeriegelt, die Läden des Ortes geschlossen, die Kirchenglocken läuteten, die brasilianische Bevölkerung bezeugte, wie tief sie dem Toten verbunden war. Im Sterbezimmer hing eine von Zweig übersetzte Stanze des portugiesischen Dichter Camoes an der Wand, die Zweigs eigene seelische Verfassung widerspiegelt, Tod und Not atmet. Sein Haus kaufte der brasilianische Staat, um es in ein Museum zu verwandeln.

Am 18. und 22. Februar, also kurz vor seinem Tode, schrieb Zweig an Friederike und versucht seine Verzweiflung zu begründen: seine Depression sei stets akuter geworden, so dass er sich nicht mehr zu konzentrieren vermag ... dieser Krieg wird noch Jahre dauern ... die Einsamkeit war zu bedrückend... ich war zu müde für all das und die arme Lotte hatte keine gute Zeit mit mir, besonders weil ihre Gesundheit nicht die beste war. Für die Öffentlichkeit hinterliess Zweig eine letzte *Declaración :*

"Ehe ich aus freiem Willen und mit klaren Sinnen aus dem Leben scheide, drängt es mich, eine letzte Pflicht zu erfüllen, diesem wundervollen Lande Brasilien innig zu danken, das mir und meiner Arbeit so gute und gastliche Rast gegeben. Mit jedem Tage habe ich dieses Land mehr lieben gelernt und nirgends hätte ich mir mein Leben lieber vom Grunde aus neu aufgebaut, nachdem die Welt meiner eigenen Sprache für mich untergegangen ist, und meine geistige Heimat Europa sich selbst vernichtet. Aber nach dem 60. Jahre bedürfte es besonderer Kräfte, um noch einmal völlig neu zu beginnen, und die meinen sind durch die langen Jahre heimatlosen Wanderns erschöpft. So halte ich es für besser, rechtzeitig und in aufrechter Haltung ein Leben abzuschliessen, dem geistige Arbeit immer die lauterste Freude und persön-

liche Freiheit das höchste Gut dieser Erde gewesen ist. Ich grüsse alle meine Freunde. Mögen sie die Morgenröte noch sehen nach der langen Nacht. Ich, *allzu Ungeduldiger*, gehe ihnen voraus". (Mit dieser letzten Bezeichnung als "allzu Ungeduldiger" hat sich Zweig selbst charakterisiert).

Der Freitod Stefan Zweigs fiel in eine Zeit, auf dem Höhepunkte des zweiten Weltkrieges, in der man an Selbstmord im Lager der gejagten und gequälten Emigranten und Schriftsteller (wie Ernst Toller, Kurt Tucholsky, Egon Friedell u.a.) fast schon gewohnt war. Wie sich aus der umfangreichen Literatur jener Zeit über Stefan Zweig ergibt, hat die Welt, insbesondere die der Schriftsteller, auf den Freitod ganz besonders intensiv reagiert. In Gedenkschriften und Nachrufen von Franz Werfel (der eine ergreifende Grabrede hielt), Ernst Feder (der noch am Abend vor Zweigs Freitod mit ihm Schach gespielt hatte), Hermann Kesten, Thomas und Klaus Mann, Carl Zuckmayer und vieler, vieler anderer, wurden die *unverständlichen* Motive des Suicids erörtert. Es gab sogar Stimmen — zu denen leider auch Thomas Mann gehörte, der seine Beteiligung an einer Trauerkundgebung in Kalifornien ablehnte, — die Zweig des Verrats, der Desertion bezichtigten und einen Triumph der Naziherrscher Deutschlands darin zu erblicken fürchteten, dass sie den Freitod eines solchen prominenten Opfers, wie Stefan Zweig, für ihre eigenen Zwecke ausschlachten konnten. Tatsächlich jubelten die Nazis: "Der kluge Jude Stefan Zweig verzweifelt am Rennen". (Hier sei an die Stellungnahme des namhaften Psychiaters Hoche in seiner Autobiographie "Jahresringe" erinnert: "Es ist ein sicherer Masstab für das seelische Niveau eines Menschen, wie er sich zu dem freiwilligen Tod seines Nächsten stellt" — eine Auffassung, der wir uns vollinhaltlich anschliessen).

Erst kürzlich hat der Romancier Hans Habe (im "Aufbau" vom 25. November 1966) im Gedenken an den 28. November, an dem Zweig 85 Jahre alt geworden wäre, wieder die Frage aufgeworfen: " ... seinen Selbstmord können seine vielen Freunde und Verehrer bis heute nicht verstehen. Er war reich, geliebt und angesehen, auch Heimweh allein konnte es nicht gewesen sein..." Zur Frage von Heimweh und Exil sei auf Zweigs Essay "Fouché" (1929) hingewiesen, in dem er über die Segnungen (*nicht* die Tragik) des Exils folgendermassen schrieb: "Hat schon Jemand den Hymnus des Exils gedichtet, dieser schicksalsschöpferischen Macht, die im Sturz den Menschen erhöht, im harten Zwange der Einsamkeit... die erschütterten Kräfte der Seele sammelt? Immer haben die Künstler das Exil nur angeklagt als scheinbare Störung des Aufstiegs, als nutzloses Intervall, als grausame Unterbrechung... Nichts Glücklicheres kann darum einer Laufbahn geschehen, als ihre zeitweilige Unterbrechung..." Und Zweig schliesst diesen Hymnus auf das Exil: "Immer ist dem wahrhaft Starken das Exil keine Minderung, sondern nur Kräftigung seiner Kraft".

Zweigs völlig gegensätzliche und anklagende Äusserungen über die Tragik des Exils, im Jahre 1942, kurz vor seinem Freitod gemacht,

stammen also aus einer zutiefst periodisch-depressiven Stimmung, wie ich das zu analysieren versuche.

Es ist nur natürlich, dass eine psychiatrische Betrachtung dieser Dinge den Fachmann besonders reizen musste und dies ist das Ergebnis dieser psychiatrisch-psychologischen Betrachtung:[1]

Wir können uns fachärztlich nicht damit begnügen, die von Zweig selbst geäusserten Motive für seine Depression und seinen Suicid als zutreffend anzuerkennen, da sie von einem zutiefst unter Depression leidenden und seelisch zusammenbrochenen Manne stammen. Seelisch Gestörte dieser Art können die eigenen primären Motive ihrer seelisch-depressiven Störung selbst schwer beurteilen. Patienten dieser Art pflegen in solcher Situation nur die nächstliegenden Ursachen zu sehen und ihre Motive auf diese zu projizieren. So hat auch Zweig die gewiss nicht zu bagatellisierenden äusseren (exogenen) Motive, nämlich den Untergang seiner geistigen Heimat, seiner eignen Sprache, seine Vereinsamung, das heimatlose Wandern, die Beraubung der Freiheit, die Ausstossung aus dem deutsch-österreichischen Kulturkreise, in den Vordergrund gestellt und — überschätzt. Eine psychiatrische Analyse zeigt aber auch auf, was hinter diesen Kulisse steckt.

Stefan Zweig war zunächst von Natur aus eine körperlich zarte Persönlichkeit (auch für den Militärdienst im ersten Weltkriege für untauglich befunden) und psychologisch gesehen eine überaus weiche, mit- und einfühlende Natur. Sonst hätte er die Gestalten seiner Werke nicht so bis in ihr feinstes psychologisches Detail zu analysieren und zu erfinden vermocht. Zweigs friedliche, pazifistische Natur hasste den Krieg aus tiefster Seele und warnte, wie "Jeremias" (mit dem er sich selbst identifizieren wollte) vor seinen Folgen. Zweig war besonders empfindlich gegenüber persönlichen Kränkungen, die ihm nicht erspart blieben und wie bereits erwähnt, hatte es schon seine Mutter mit dem eigenwilligen Sohn nicht leicht. Er war, was ihm allerdings auch seine Wohlhabenheit leicht machte, von grenzenloser Güte und Hilfsbereitschaft. Er war eine wichtige Stütze so mancher seiner Freunde, besonders der Berufsgenossen, denen er während der Verfolgungszeit stets zu helfen pflegte und bei gemeinsamen Essen Banknoten unauffällig unter

1 Zu meiner Verfügung standen — ausser dem umfangreichen schriftstellerischen Werk Stefan Zweigs — seine Autobiographie "Die Welt von Gestern" (in der allerdings auffällt, dass Zweig offenbar bewusst sehr wenig von seinen persönlichen und familiären Verhältnissen verlauten lässt, und dass beide Frauen — Friederike und Lotte — die in seinem Leben eine so wichtige Rolle spielten, kaum erwähnt sind); Friederike M. Zweig: "Stefan Zweig, wie ich ihn erlebte", Stockholm, 1947 (Friederike von Winternitz war selbst als Schriftstellerin und Verfasserin zahlreicher Essays, sowie durch ihre Übersetzung Rousseaus bekannt). Von der gleichen Autorin: "Stefan Zweig — eine Bildbiographie", (München, 1961). Ferner: Zahlreiche Schriften über Stefan Zweig, darunter Hans Ahrens "Der grosse Europäer Stefan Zweig" (ein Sammelband zahlreicher literarischer Äusserungen über Stefan Zweig), Arbeiten von Werner Schramm, Richard Specht, Erich Fitzbauer, Leopold Sterns "La Mort de Stefan Zweig" u.a.m.

dem Tischtuch zugeschoben hatte. Ein Mann von grosser persönlicher Bescheidenheit war er Gegner äusserer Ehrungen, Titel und Dekorationen. Er gehörte keiner Gesellschaft an: an einem Bankettisch zu sitzen, bedeutete bereits eine Tortur für ihn. Er liebte die Anonymität und verabscheute die Publicity.

Der Aufstieg Hitlers, mehr noch der drohende zweite Weltkrieg, lösen in Zweig eine ungeheure Erschütterung aus. An seinem 50. Geburtstag (1931) ist er — wie sich aus "Die Welt von Gestern" ergibt — sehr nachdenklich, grüblerisch und depressiv gestimmt. Nach Zuckmayer, zu dem Zweig wie zu anderen Prominenten seiner Zeit enge und freundschaftliche Beziehungen unterhält, hatte Zweig eine krankhafte Angst vor dem Altern. Zuckmayer beschreibt Zweigs tiefe Niedergeschlagenheit an seinem 50. Geburtstag und seine Äusserung: "Eigentlich hätte man jetzt genug vom Leben, was noch kommen kann, ist doch nichts als Abstieg."

Zweigs Affektlage war sehr labil und schwankend. Die so abgegriffene Bezeichnung "himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt" passte auf ihn, so berichten mir Kenner seiner Persönlichkeit. Eine attraktive Frau konnte Zweig in eine Primanerstimmung versetzen, auf der anderen Seite und zu anderer Zeit soll er ein "schwarzer Pessimist" gewesen sein. "Kurz aufflammendes Furioso" — schreibt Friederike — "wechselte mit Melancholie, um dann wieder in heitere, liebenswerte Stimmung überzugehen." Zweig konnte in der Erregung sehr impulsiv werden und neigte auch in seinen dichterischen Erzeugnissen zu Übertreibungen, leicht hypomanischer Exaltation, wie ich das bereits an solch kleinen Beispielen, wie die "Sternstunden" und "Die Stimme" von Kainz zu schildern versuchte. Was uns aber für unseren Gegenstand besonders interessiert, ist die depressive Seite seines Temperaments und hierfür sind die verlässlichen Beobachtungen seiner ersten Frau Friederike, die ihn in 25 jähriger Gemeinschaft und Ehe gut kannte, besonders aufschlussreich. Ich zitiere aus den Beobachtungen ihrer Zweig-Biographie wörtlich:

" ... Es gelang mir jahrelang, diese betrüblichen Depressionen zu mildern... manchmal treten Depressionen auf, wenn begonnene Arbeit nicht gut vorwärts ging, Übermüdung wurde oftmals durch das Bestreben verursacht, eine Arbeit zu einem selbst gewählten Termin zu vollenden. Wetterverhältnisse spielten gleichfalls eine Rolle. Eine Zeitlang kamen diese Depressionen *in ziemlich regelmässigen Abständen* (Betonung vom Verfasser), später waren sie viel seltener, aber manchmal von längerer Dauer... Selbst in Perioden der Ruhe (wichtig für unsere Diagnose — Der Verf.), so während eines grossen Teils der Salzburger Jahre, in denen er keine Freiheitsbehinderung fühlte, kehrten bestimmte Krisenzeiten wieder"... usw.

Besonders charakteristisch ist Friederikes Mitteilung in ihrer "Bildbiographie": "Zweig wollte nicht allein in den Tod gehen — zweimal hat er Friederike aufgefordert, mit ihm zu sterben. Sie versicherte ihm, dass sie mit ihm bis ans Ende der Welt gehen würde, doch da würde ihre Gefolgschaft enden. Lotte, die Jüngere, eine kranke Frau, die nur

durch ihn am Leben hing, erklärte sich bereit". (Es heisst, dass Lotte ein anderes Gift nahm als Zweig selbst).

Stefan Zweig wusste auch etwas von der Beschäftigung als seelische Heilmethode zur Überwindung seiner Depressionen. Er arbeitete (zeitweise in Überkompensation) bis in die Nacht. "Ich versuche es mit Arbeit als Chloroform" (Brief an eine Freundin). "Wenn sich seine Seele verdüsterte, brach er sich mit feuriger Sprache und zeitweise glühender Leidenschaft durch."

So ist Stefan Zweig — psychiatrisch gesehen — als eine Persönlichkeit von überragender Intelligenz anzusehen, von grösstem Fleiss, vornehmen Charakter, als ein Ästhet, Humanist, Europäer — aber von äusserst affektlabilem Temperament, mit einer in der Anlage bedingten, zyklisch depressiven Konstitution, die schwere periodische und episodische Verstimmungen mit sich brachte. Es ist glaubhaft, dass es Friederike wiederholt gelang, ihn über diese Episoden hinwegzubringen, und dass sie seinen Wunsch, mit ihm in den Tod zu gehen, abzulehnen imstande war. Die zweite Frau Lotte war aus anderem Holz geschnitzt.

Lieselotte (Lotte) Zweig, geborene Altmann, stammte aus einer geachteten Familie. Sie war (in meiner oberschlesischen Heimat Kattowitz) 1909 geboren, also 28 Jahre jünger als der 1881 geborene Stefan. Ich kannte noch Ende des vorigen Jahrhunderts ihren Vater, Josef Altmann (1867 — 1934) und ihren Grossvater Leopold Altmann (gest. 1917), einen Verwandten meines Vaters, Senior einer sehr geachteten, orthodoxen, oberschlesischen Kaufmannsfamilie, im Eisenhandel tätig. Durch ihre Muter Thérèse geb. Hirsch (1868 — 1950) war Lotte zugleich Urenkelin des grossen Raw Samson Raphael Hirsch: dessen Sohn Mendel war der Vater von Thérèse, Lottes Mutter. Lottes Vater, Josef Altmann, war eine ernste, seriöse Persönlichkeit, und ähnlich haftet mir die ganze Familie in Erinnerung. Lotte selbst, sein jüngstes Kind, war nach meinen Informationen ernst, schüchtern, introvertiert; man habe sie, so heisst es, "niemals lachen gesehen". Sie war in der letzten Zeit ihrer kurzen Ehe mit Stefan Zweig asthmaleidend, was wohl auch der äussere Anlass dafür war, dass Stefan Zweig, wenn Lotte das Klima nicht vertragen konnte, sich zu häufigem Domizilwechsel entschloss. Es scheint, dass sie, ein leidender und gedrückter Mensch, nicht sehr am Leben hing und daher den depressiven und Suicidideen ihres Mannes weit eher zugänglich war als Friederike, ihre Vorgängerin. Zweig wollte ja, wie wir von Friederike wissen, nicht allein in den Tod gehen.

Und so kam alles, wie es kommen musste.

Wir sind es gewohnt bei den Suicid-Motiven streng zwischen äusseren Ursachen (wirtschaftlicher oder persönlicher Art, Kummer, Trauer, Liebesenttäuschung, Selbstvorwürfe, unheilbare Krankheit u.a.) und den allzu häufigen anlagebedingten Momenten, einer meist periodischen oder episodischen Depression zu unterscheiden. Die letzten biologischen Ursachen dieser in der Persönlichkeit verankerten Depressionen sind uns bisher wissenschaftlich unerschlossen geblieben. Bekannt ist aber, dass sie tief in der Konstitution, in der Erblichkeit wurzeln. (So haben z.B. — so die Fachliteratur — zwei eineiige Zwillinge, Hauptleute

der US-Armee, mit dem gleichen militärischen Dienstgrad, den gleichen Auszeichnungen, fast zur gleichen Zeit, obwohl räumlich voneinander getrennt, in einer depressiven Phase Selbstmord begangen: Schicksal, Erblichkeit, Konstitution).

Zweig war im psychiatrischen Vokabular sozusagen ein Mischzustand von endogener (anlagebedingter) und exogener (von aussen bedingter) Depression. Denn zur Anlage gesellten sich zweifellos äussere Momente, die aber allein für seinen Freitod, zusammen mit seiner jungen Frau, nicht ausschlaggebend sein konnten. Die immer wieder vom Schrifttum gestellte Frage, warum ein weltberühmter, überall beliebter Autor, in gesicherter wirtschaftlicher Position eines Millionärs, in einem verhältnismässig jungen Alter von 61 Jahren, frewillig das Leben wegwarf, kann also nur so beantwortet werden: eine schwere, periodisch depressive Anlage zu Pessimismus, zu "Schwarzlebrigkeit" (wie es Zweig selbst nannte), drängte, so dass ihn sekundär relativ unerhebliche Motive umzuwerfen vermochten, ohne zu ahnen, dass nach den uns bekannten biologischen Gesetzen und Erfahrungen in solchen Fällen "Sonnenschein dem Regen folgen" würde.

Geniale Menschen haben, wie wir wissen, nur allzu häufig etwas von der starken, manchmal bis zur echten Psychose reichenden Affektlabilität; bein keinem Geringeren als Goethe will der bekannte Psychiater Kretschmer in seinem Werk "Geniale Menschen" periodische seelische Schwankungen in siebenjährigen Abständen aufgespürt haben. Goethe schrieb sich (z. B. in seinem "Werther") seine Selbstmordstimmung von der Seele. Zweig war das nicht gegeben: der "allzu Ungeduldige", wie Zweig sich genannt hat, beging denselben Rechenfehler, den schon Viele in krankhafter seelischer Not begangen haben, indem er eine episodisch-periodische krankhafte Stimmung für einen Dauerzustand gehalten hatte. Darin liegt die Tragik, die vor einem Viertel Jahrhundert der Welt eine geniale Persönlichkeit raubte.

Hildegard Biermann (New York)

VORFAHREN UND FAMILIENANGEHÖRIGE VON RABBINER DR. LEO BAECK

Berichtigung und Ergänzungen

Nathan Bäck, Rabbiner in Mährisch-Kromau, ist nicht — wie es in dem Artikel von Dr. Bato irrtümlich heisst (ZfdGdJ Nr. 1-2/1965) — dortselbst im Jahre 1867 verstorben, sondern er starb 1876 in Fraustadt (Schlesien), wo er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, und zwar im Hause seiner Tochter Katharina, verheiratet mit dem dortigen Rabbiner Gross. Das Grab des Nathan Bäck befand sich auf dem Jüdischen Friedhof in Fraustadt.

Von Samuel Baeck heisst es in o. Artikel, dass er die Jeschiwa und das Gymnasium in Nikolsburg besuchte und nachher an der Universität Wien studierte. Richtig ist aber, dass er das Gymnasium in Pressburg besuchte und neben der Universität Wien auch an der Universität Leipzig studiert hatte, wo er auch zum Dr. phil. promovierte. Er hatte noch sein Goldenes Doktorjubiläum feiern können.

Und nun zu den Söhnen des Dr. Samuel Baeck:

Alfred Baeck war nicht Konfektionär, sondern ein mit der schlesischen Textilindustrie verbundener Kaufmann. Er hatte seine Berufsausbildung an der bekannten Textilfachschule (Webschule) in Brünn erhalten. Er war es übrigens, der die Schreibweise des Namens von Bäck zu Baeck änderte, seine jüngeren Brüder folgten später seinem Beispiel. Er starb 1934 in Grünberg (Schlesien).

Dr. Salo Baeck, Augenarzt, wirkte in Gleiwitz (Oberschlesien).

Dr. med. Richard Baeck war praktischer Arzt in Lissa, später in Breslau.

Zu den Schwiegersöhnen von Dr. Samuel Bäck:

Dr. Max Feldmann war Obermagistratsrat, tätig am Wohlfahrtsamt der Stadt Brünn. Er ist 1928 gestorben.

Der Ehemann von Therese Baeck hiess Dr. Simon Mandl (nicht Mandel).

In einer Abhandlung über die Vorfahren von Leo Baeck dürfte auch die Familie seiner Mutter Erwähnung finden. Der Grossvater mütterlicherseits, Abraham Placzek, Landesrabbiner von Mähren und Schlesien, Nachfolger von Samson Raphael Hirsch, war in seiner Zeit eine bedeutende und angesehene Persönlichkeit. Das kann auch von seinem Sohn Dr. Baruch Placzek behauptet werden, dem Rabbiner von Brünn und letzten Landesrabbiner von Mähren. Er war nicht nur ein eindrucksvoller Kanzelredner, sondern auch Dichter und Naturwissenschaftler. Er war mit Karoline Loew-Beer, einer Tochter der bekannten Patrizier- und Industriellen-Familie, verheiratet. Eva Baeck, geb. Placzek, wurde die Mutter von Leo Baeck, dessen Persönlichkeit gewiss von der Verbindung des väterlichen wie des mütterlichen Erbes geformt worden war.

LITERATUR-BEILAGE

MIT

BUCHBESPRECHUNGEN

von Zeev Barth, Dr. K.-J. Ball-Kaduri, Dr. Hugo Gold, Prof. Dr. Hermann Sternberg und Prof. Dr. Harry Zohn

(Die besprochenen Bücher sind in alphabetischer Reihenfolge der Autoren bzw. Herausgeber geordnet)

Aristoteles: Aufzeichnungen zur Staatstheorie (Verlag Jakob Hegner, Köln. 447 S., Ln. DM 19.80) — Dieser Band enthält die unter dem Titel "Politika" zusammengefassten Untersuchungen des Aristoteles zur Staatstheorie mit kurzen Erläuterungen und Hinweisen. Das Werk befasst sich mit den Grundbegriffen des Wirtschaftslebens, erörtert die für die Aristotelische Philosophie so charakteristische Frage nach dem Idealstaat, gibt eine Systematik aller möglichen Staatsformen und ihrer Verfassung und untersucht sodann die realen Beziehungen zwischen den verschiedenen Staatsformen und ihren unterschiedlichen Auffassungen von wirtschaftlichen, militärischen und politischen Gegebenheiten. Da der gesamte Fragenkomplex auch heute noch von Interesse ist, ist die Ausgabe nicht nur für den Eingeweihten interessant, sondern von allgemeiner Aktualität.

Louis Auchincloss: Die Gesellschaft der Reichen. Roman (Paul Zsolnay Verlag, Wien. 336 S., Ln. DM 25.—) Guy Prime, ein Symbol für die New Yorker Finanzwelt, zieht hier Bilanz seines Lebens, in dem es Gipfel und Tiefen gab. Nun ist er "down": er wurde zum Betrüger, zum Bankrotteur, seines Reichtums und seiner Karriere wie auch seiner Geliebten beraubt. Er beichtet, doch seinen Aussagen werden von Auchinloss auch diejenigen seines Freundes und späteren Rivalen Rex Geer und diejenigen der von Guy Prime geliebten und von Rex Geer abgeworbenen Frau gegenübergestellt. Bericht steht gegen Bericht, ein faszinierendes Puzzlespiel beginnt, das Auchindoss, ein Meister des psychologischen Facettenschliffes, souverän beherrscht.

Die politische und gesellschaftliche Rolle der Angst. Hrsg.: Kurt Autin, Wanda v. Baeyer-Katte, Walter Jacobsen, Gerhard Möbus, Theodor Scharmann und Heinz Wiesbrock (Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 300 S., DM 24.—) Angst in mannigfaltigen Ausprägungen ist geradezu zu einem Kennzeichen unserer Zeit geworden; ein Blick in die moderne Literatur oder auf die Werke der bildenden Kunst spricht hier deutlicher als viele Worte. Die Wurzeln dieser Ängste sind im Geschehen der jüngsten Vergangenheit ebenso zu suchen wie in den Menschen selbst, die sich in unserer perfektionierten, durchorganisierten, säkularisierten Massengesellschaft keineswegs gesichert fühlen. Verschiedenen Aspekten und Auswirkungen der Angst wird in den Beiträgen dieses Sammelbandes von Psychilogen, Philosophen, Soziologen, Politologen, Medizinern, Historikern usw. nachgegangen; sie wollen und sollen vor allem als Diskussionsbeiträge zu einem der brennendsten Zeitprobleme angesehen werden.

Winfried Baumgart: Deutsche Ostpolitik 1918. Von Brest-Litowsk bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (R. Oldenbourg Verlag, München. 462 S., Ln. DM 52.—) Diese analytische Untersuchung der deutschen Ostpolitik in der letzten Phase des Wilhelminismus ist ein wichtiger Beitrag zur Erforschung der politischen Geschichte des Ersten Weltkrieges. Sie basiert weitgehend auf Akten des Deutschen Auswärtigen Amtes, österreichischer und bayrischer Archive, sowie des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes. Der Autor kommt zu dem Ergebnis, dass in der deutschen Ostpolitik 1918 zwischen Auswärtigem Amt und Oberster Heeresleitung Spannungen bestanden, deren Ausmass bisher unbekannt war.

Reinhard Beck: Wörterbuch der Zeitgeschichte seit 1945 (A. Kröner Verlag, Stuttgart. KTA 372. 464 S., Ln. DM 17.50) — Dieses neue Wörterbuch bildet ein unentbehrliches Nachschlagewerk, da es alle wichtigen Namen, Sachen, Personen, Begriffe und Ereignisse der internationalen Politik und Geschichte seit dem Ausgang des 2. Weltkrieges erfasst, definiert und erläutert. So berichtet es z.B. über alle internationalen Kriege, Konflikte und Konferenzen, überregionalen Zusammenschlüsse und Organisationen. Es behandelt die zentralen Begriffe und Schlagwörter der Politik und insgesamt wird in rund 1000 Artikeln eine Fülle von Information geboten.

Peter Brügge: Die Reichen in Deutschland (Verlag Bärmeier & Nikel, Frankfurt a.M., 224 S., 56 Abb., Ln. DM 18.—) Ein Mitarbeiter des "Spiegel" lässt hier die Millionäre und Multimillionäre der Bundesrepublik Revue passieren: viele Namen sind auch bei uns ein Begriff, Manchmal gleitet Brügge ein bisschen zu sehr in die Reportage ab — insgesamt werden aber doch recht interessante Informationen, Mosaiksteinchen zu einer Soziologie der obersten Tausend, geboten. Schon bei der Herkunft des Reichtums kristallisieren sich deutlich zwei Gruppen heraus: Die eine (grössere), die den Reichtum seit Generationen vererbt erhielt und ihn im Zeichen des Wirtschaftswunders sorgfältig restaurierte, die andere (kleinere), die dank persönlicher Leistung und Tüchtigkeit in den letzten zwanzig Jahren den Aufstieg nach oben schaffte. Was machen diese Leute mit ihrem horrenden Privateinkommen Diese Frage beschäftigt den Verfasser ganz besonders, und die Antwort lautet in fast jedem Fall anders. Es gibt daher kaum eine generelle Antwort auf die sich aufdrängende Frage nach der moralischen Berechtigung des Reichtums. Vom Informationswert abgesehen auch eine kurzweilige Lektüre.

Francois Chamoux: Griechische Kulturgeschichte ("Knaurs Grosse Kulturgeschichte". Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München. 614 S. mit 229 Abb., 8 Farbtaf., 34 Karten und Plänen. Ln. DM 39.50) — Diese ausgezeichnete populärwissenschaftliche Darstellung ist einem Professor der Sorbonne zu verdanken. In klarer Gliederung und souveräner Stoffbeherrschung wird zuerst Entstehen und Blüte der klassischen griechischen Kultur behandelt, anschliessend gibt der Autor einen Überblick der politischen Geschichte des archaischen und klassischen Zeitalters. Die weiteren Kapitel befassen sich dann mit besonderen Aspekten der griechischen Kultur: Religion, Staat, Literatur, Philosophie und Kunst. Eine Zeittafel am Schluss ermöglicht eine leichte Orientierung. Ganz ausgezeichnetes Bilmaterial, das nicht bloss die üblichen Rekonstruktionen und Kunstbeispiele beinhaltet, sondern auch Ansichten der Stätten im heutigen Zustand und vor allem eindrucksvolle Flugaufnahmen, welche die Morphologie der griechischen Landschaften verdeutlichen, ist besonders hervorzuheben. Das Werk entspricht wissenschaftlichen Anforderungen ebenso wie dem Bedürfnis nach fundierter Information.

Jean Cassou: Chagall (Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München. 288 S., 186 Abb. davon 46 in Farben. DM 22.80) — Diese Monographie des französischen Autors ist bemüht, das einzigartig dastehende Werk des heute 80jährigen Künstlers aus seiner Grundwurzel, dem visionär-religiösen Erlebnis, zu deuten. Der Interpret zeigt, dass die Schöpfungen Chagalls nicht aus Vergleichen mit den Formprinzipien anderer Surrealisten zu entschlüsseln sind, sondern weit eher in den Vorstellungen der letzten bedeutenden religiösen Bewegungen auf europäischem Boden, etwa den Werken Scholems über die jüdische Mystik oder Bubers chassidischen Schriften, gründen. Cassou ist bestrebt, in den einzelnen Werken Chagallsche Symbolik evident zu machen und dem Betrachter zu einem Verständnis dessen zu verhelfen, was der Maler jeweils aussagen wollte. Auch das keramische Schaffen und die Arbeiten an den grossen Glasfenstern werden gewürdigt. Sorgfältig ausgesuchte und gut reproduzierte Illustrationen bieten einen repräsentativen Querschnitt durch das Schaffen des Künstlers. Wenn die drei grossen religiösen Zyklen nicht annähernd vollständig wiedergegeben werden konnten, so liegt dies an dem beschränkten Rahmen der Arbeit, die eine möglichst vielseitige Einführung geben wollte, und die ist hervorragend gelungen.

Alfred Cattani: Das ist unser Jahrhundert. Profil einer Epoche in Bildern und Dokumenten (Fretz & Wasmuth Verlag, Zürich. 248 S., Fr. 32.—) Anhand von Presse- und Privatphotos, Ausschnitten aus zeitgenössischen. Zeitungen, Briefen und Essays erstellt der Autor, Aussenpolitik-Redakteur der "Neuen Zürcher Zeitung", ein interessantes Bild der Entwicklung des 20. Jahrhunderte vom 1. Weltkrieg bis zur Überwindung der Folgen des 2. Weltkrieges. Es gelingt dem erfahrenen Journalisten, in sorgfältig ausgewählten Dokumentationen und instruktiven Begleittexten ein geschlossenes Ganzes einer vielschichtigen Epoche aus ihren Hintergründen darzutun und zu deuten. Präzise Kommentierung und gepflegter Stil verraten den seriösen Schriftsteller. Bei aller Schärfe des Blicks, die Dinge zu entlarven, behält der Autor einen gedämpften Optimismus für die friedsambe Zukunft der Welt bei, eine Eigenart, die dem nur zu oft pessimistisch gesinnten Leser gut bekommt.

Josef Czapski: Unmenschliche Erde. Mit einem Vorwort von Manés Sperber (Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln. 468 S., Ln. DM 26.—) — Ein wahrhaftiger, menschlich souveräner Bericht über das Schicksal jener polnischen Offiziere, die durch den Hitler-Stalin-Pakt in sowjetische Hände fielen. Der verzweifelten Suche nach diesen lebend geglaubten verschollenen Kameraden widmete sich der Autor im Auftrag des polnischen Armeestabes. Dabei lernt er das stalinistische System kennen, verfolgt er die Wege jener polnischer Truppen, die über Persien und den Irak kommend für einige Zeit in Palästina weilten und dann via Ägypten an die westliche Front in Europa gelangt waren. Es ist ein interessanter Bericht, der manche offene Fragen lässt, andere aber überzeugend beantwortet.

Hans Daiber: Vor Deutschland wird gewarnt. 17 exemplarische Lebensläufe (Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh, 222 S., Ln. DM 16.80) — Siebzehn Autoren sehr verschiedener Herkunft und Denkungsweise werden von Hans Daiber in diesem Sammelband zu Akteuren einer makabren Revue: Johannes R. Becher, Gottfried Benn, Franz Blei, Theodor Däubler, Salomo Friedländer, Walter Hasenclever, Alfred Henschke, Max Herrmann-Neisse, Kurt Heynicke, Bernhard Kellermann, Max Pulver, Friedrich Sieburg, Carl Sternheim, Ernst Toller, Fritz von Unruh, Alfred Wolfenstein und Paul Zech. Man mag diese Akteure einschätzen wie man will, diese Berichte lehren das Gruseln. Die siebzehn Lebensläufe sind gerade wegen des Zufalls, der sie in diese Reihe gebracht hat, exemplarisch und sie demonstrieren eindeutig, dass am 10. Mai 1933 in Deutschland mehr verbrannte als

ABHANDLUNGEN ZUM CHRISTLICH-JÜDISCHEN DIALOG

Diese Reihe — herausgegeben von **Helmut Gollwitzer** — bringt Untersuchungen christlicher und jüdischer Autoren, um das Gemeinsame und das Trennende besser zu erkennen, und neuem Verstehen, neuem Bewusstsein der Zusammengehörigkeit zwischen den beiden getrennten Teilen des Gottesvolkes den Weg zu bahnen.

BAND 1 Friedrich-Wilhelm Marquardt. Die Entdeckung des Judentums für die christliche Theologie

Israel im Denken Karl Barths. 372 Seiten. Leinen DM 29.80.
Eine Arbeit, die sowohl in der Barth-Literatur einen sehr bemerkenswerten Platz einnimmt, wie auch in der theologischen Literatur zum Problem Israel-Judentum einen hocheinzuschätzenden Fortschritt gebracht hat.

Professor Helmut Gollwitzer

BAND 2 Antijudaismus im Neuen Testament?

Exegetische und systematische Beiträge. Mit einem Diskussionsbericht herausgegeben von Willehad Eckert, Nathan Peter Levinson und Martin Stöhr. Etwa 192 Seiten. Kartoniert etwa DM 16.—

Jüdische katholische und evangelische Exegeten und Systematiker untersuchen Texte des Neuen Testaments, die nicht nur in der Vergangenheit Anlass gegeben naben, antijüdische Äusserungen zu decken oder mit theologischem Gewicht zu autorisieren. Der Band enthält u.a. Beiträge von Ernst Ludwig Ehrlich (Basel), David Flusser (Jerusalem), und Paul Winter (London).

HELMUT GOLLWITZER Israel,
Vietnam und die Christenheit

Etwa 100 Seiten. Kartoniert etwa DM 5.60.
Der bekannte Berliner Theologie demonstriert hier eindrucksvoll, wie die Christen die weltpolitischen Krisen im Nahen und Fernen Osten zur Besinnung auf ihre Weltverantwortung wahrnehmen sollten.

Chr. Kaiser Verlag München

ein paar Bücher. Das Buch Daibers regt zum Nachdenken über den Umstand an, dass es möglich war, von Staats wegen eine Literatur zu stürzen und eine andere an ihre Stelle zu setzen.

Reinhold Dey: Schweden heute (Econ-Verlag, Düsseldorf. 324 S. mit zahlr. Taf., In. DM 20.—) Diese "ohne Zorn — aber mit Eifer" geführte Untersuchung und Gesamtdarstellung der wichtigsten Problemkomplexe Schwedens aus des Autors eigener Anschauung begreift die schwedische Situation mit einfühlendem Verständnis, nicht unkritisch, ohne Schönfärberei und Schwarzmalerei, und bietet eine nuancenreiche Schilderung, die zudem den Vorteil hat, lebendig und ansprechend zu sein.

Der Deutsche Taschenbuch Verlag in München legt folgende neuen Bände vor: "Die Frau auf dem Stein", Erzählungen von Ivo Andric; "Fischke der Krumme", Roman von Mendele Moicher Sfurim; "Ostpreussisches Tagebuch / Aufzeichnungen eines Arztes aus den Jahren 1945-1947" von Hans Graf von Lehndorff (Dokumentenband); "Die klassische Halunkenpostille" von Fritz Grasshoff; "Die Teilung der Welt. Jalta 1945" von Arthur Conte; "Antike Geisteswelt Bd. I / Eine Sammlung klassischer Texte" von Walter Rüegg herausgegeben; in der Sonderreihe "Simson fällt durch Jahrtausende und andere szenische Dichtungen" von Nelly Sachs. Das dtv-Lexikon wird fortgesetzt mit dem Band 6 : F-Frat.

"Antike Geisteswelt (II)", eine Sammlung klassischer Texte, herausgegeben von Walter Rüegg; "Mark Twain bummelt durch Europa", aus den Reiseberichten; "Geschichte einer afrikanischen Farm", Roman von Olive Schreiner; "Mit dem Postschiff", Erzählungen von Hans Bender; "Dame Dichterin und andere Essays" von Max Kommerell; "Durchs Notenschlüsselloch betrachtet", Musikeranekdoten von Bernard Grun. Das dtv-Lexikon wird mit dem Band 7 (Frau — Gold) fortgesetzt.

Ismar Elbogen: Ein Jahrhundert jüdischen Lebens. Die Geschichte des neuzeitlichen Judentums (Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 760 S., Ln. DM 38.—) Dies ist ein wichtiges Buch, das die Graetz'sche Geschichte der Juden fortführt und nun fast ein Vierteljahrhundert nach dem Tode des einstigen Leiters der Berliner "Hochschule für die Wissenschaft des Judentums" und späteren Professors an amerikanischen Hochschulen, von Ellen Littman in deutscher Fassung herausgegeben wurde, Das Buch Elbogens, der gewiss zu den wichtigsten neuzeitlichen jüdischen Historikern zählt, erfasst die ganze Geschichte von der Emanzipation bis zum Untergang des europäischen Judentums, stellt alle Entwicklungstendenzen im jüdischen Volke dar und unterstreicht den wichtigen Beitrag, den Europas Judentum für die Kultur und Wissenschaft dieses Kontinents geleistet hat.

Alfred Farau: Schatten sind des Lebens Güter. (Bergland Verlag, Wien, 1967, 100 Seiten). — In diesem Theaterstück lässt der aus Wien gebürtige Autor mit grossem Einfühlungsvermögen Franz Grillparzers Leben, Wesen und Zeit vor dem Leser und Zuschauer (das Stück hatte bereits mehrere Leseaufführungen, darunter eine in der Brandeis-Universität bei Boston) erstehen. Professor Farau, der seit geraumer Zeit als Psychotherapeut in New York wirkt und sich ausser mit psychoanalytischen Schriften auch mit Lyrik, Hörspielen und geistvollen Vorträgen einen Namen gemacht hat, setzt mit sicherer Hand die richtigen Akzente und gibt in neun abwechslungsreichen Szenen ein Lebens- und Zeitbild aus dem alten Österreich, das die im Prolog aufgestellte These "Grillparzer lebt!" aufs schönste belegt. **H. Z.**

Ludwig von Ficker: Denkzettel und Danksagungen. Aufsätze und Reden. Hrsg.: Franz Seyr (Kösel-Verlag, München. 360 S., Ln. DM 28.—) Die "Denkzettel und Danksagungen" des Herausgeber der Zeitschrift "Der Brenner", des Förderers und Gesprächspartners vieler Dichter und Schriftsteller, Ludwig von Ficker, ist ein verdienstvolles Unterfangen. Nicht nur die Integrität und die unbestechliche Urteilskraft Fickels haben ihm einen bedeutenden Platz in der Geschichte der deutschen Publizistik gesichert, sondern auch die wichtige Förderung, die er einer Else Lasker-Schüler, einem Karl Kraus, Theodor Haecker oder einem Rilke zukommen liess. Freunde und Schüler von Fickers, aber auch sonst all diejenigen, die aktiven Anteil nehmen oder lebhaftes Interesse an dem literarischen Leben im deutschsprachigen Raum an den Tag legen, werden für dieses Buch dankbar sein.

C. H. Beck

Christopher Sykes
Kreuzwege nach Israel

Die Vorgeschichte des jüdischen Staates.
Aus dem Englischen von Harald Landry.
VIII, 448 Seiten und 8 Tafeln. In Leinen DM 38.–

»Der Engländer Christopher Sykes, der die kritischen dreißiger Jahre in Palästina verlebte, hat in diesem Buch eine Unmenge sorgfältig ausgesuchter Dokumentationen brillant zu einem Buch von brennender Aktualität zusammengetragen. Er ist von bestechender Unparteilichkeit, was ihm möglicherweise Kritik von der einen oder anderen Seite eintragen könnte. Aber man kann mit Sicherheit sagen, daß er in keinem der beiden Lager steht, und solche Menschen sind heute selten.« *Die Tat, Zürich*

Rosemaria Fiedler-Winter: Engel brauchen harte Hände. (Econ-Verlag, Düsseldorf. 300 S., 14 Abb., Ln. DM 18.—) In wohlüberlegter Auswahl schildert die Autorin — aus einem Zeitraum von nahezu 200 Jahren, von 1780 bis in die Gegenwart — Leben und Wirken der vordringlich im Dienste des Nächsten wirkenden Persönlichkeiten wie Elisabeth Fry, Königin Augusta, Florence Nightingale, Bertha von Suttner, Henri Dunant... und offenbart uns die geheime Kraft hres Daseins, das uns auch heute noch spontane Bewunderung abzwingt.

Hans Jochen Gamm: Sachkunde zur biblischen Geschichte (List Verlag, München. 288 S., DM 21.80) — In unserem Zeitalter des Wissens drängt sich jedem von uns immer mehr die Frage auf, inwieweit die Aussage der Bibel historischen Gegebenheiten entspricht und ob sich nicht eine Möglichkeit ergibt, speziell für die Jugend aus der Fülle historischer, archäologischer und philosophischer Zeugnisse neue Anreize hinauszuarbeiten, um ihr Interesse an biblischen Dingen zu stärken. Gamm versucht dies in gemässigtem Rahmen. Er geht bei seinem Unterfangen chronologisch vor und erklärt mit grosser Genauigkeit die Verse des Alten und Neuen Testaments, die ja vom kulturhistorischem Aspekt aus sehr ergiebig sind. Dabei findet er stets Vergleichsmöglichkeiten zur altorientalischen Kulturwelt, selbstverständlich unter Heranziehung ältesten Schrifttums. Um nur ein Beispiel anzugeben: Im mesopotamischen Gilgameschepos finden sich stark ausgeprägte Entsprechungen zur Genesis. Viele Stellen der Bibel — die Waschungen, das Pessachfest, die Erntefeste, der Hausbau, die Ehemoral und der Dämonenglaube — können überhaupt erst durch derartige Kommentare erhellt werden.

Roland Gaucher: Saboteure und Attentäter (Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln. 360 S., 16 Abb., Ln. DM 26.—) Diese faszinierende Darstellung des modernen Terrorismus schildert das Leben jener Männer und Frauen, die als Saboteure und Attentäter, als Helden und Verräter Geschichte machten. Sie beginnt im vorigen Jahrhundert, mit dem russischen Anarchisten Netschajew, der noch vor der Peter-und-Paul-Festung eine Verschwörung inszeniert, und mit der Gruppe russischer Studenten und Studentinnen, die 1879 im Wald bei Worinesch beschliesst, sich nicht mehr mit der friedlichen revolutionären Aufklärung des Volkes zufriedenzugeben, sondern die Herrschaft des Zaren mit Gewalt und Terror zu brechen. Und sie endet in unserem Jahrhundert, mit den Bomben der französischen OAS. Gaucher führt den Leser zu den wichtigsten Schauplätzen dieser Gewaltakte: nach Russland, Mazedonien, Irland, Deutschland, Rumänien, Israel, Algerien und Frankreich. Es werden aber nicht nur die Sabotagen und Attentate, ihre Vorbereitung und Durchführung beschrieben. Der Autor versucht die gesellschaftlichen und politischen Hintergründe zu skizzieren, die die Ideen und Ideale jener Kämpfer im Untergrund lenkten. Indem die Akteure — opfer bereite Idealisten, brutale Gewalttätige, irre Phantasten, wilde Draufgänger — so gegen den politischen, wirtschaftlichen und soziologischen Hintergrund der Zeit gestellt erscheinen, werden dem Leser die grossen Zusammenhänge ersichtlich, aus denen sich die Geschichte des Terrorismus erklärt.

Helmut Genschel: Die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft im Dritten Reich. "Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft", Bd. 38 (Musterschmidt-Verlag, Göttingen. 338 S., engl. br. DM 48.—) Die wirtschaftlichen Aspekte der "Endlösung" im Nazireich blieben in der Flut der Literatur über die Judenfrage in Deutschland 1933-45 reichlich benachteiligt. Dabei fing die wirtschaftliche Verdrängung der Juden aus der deutschen Wirtschaft deren physischer Ausrottung um einige Jahre voraus und war nicht weniger brutal als die Letztere. Rund um das Jahr 1939 war die Ausschaltung der Juden fast vollständig, sie fanden keinerlei Existenzbasis mehr im deutschsprachigen Raum und somit war auch ihre geistige Widerstandskraft geschwächt. Genschel legt eingangs diese Zusammenhänge sehr übersichtlich dar, versucht auch die Lage des Antisemitismus zu charakterisieren und verfolgt anhand von authentischen Quellenmaterial die Stadien der "Arisierung" im Dritten Reich. Er zeichnet die ersten impulsiven Boykottversuche, vermerkt die systematischen Provikationen der Nazipartei-Kreise, schildert die Kristallnacht mit ihren wirtschaftlichen Auswirkungen und der Beschlagnahmung des jüdischen Besitzes. Interessant ist die Konfrontation der Verhaltensweise der Partei, der Justiz, der Wirtschaftskreise und der betroffenen Juden selbst. Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Juden im Nazireich.

Rudolf Grahmann / Hansjürgen Müller-Beck: Urgeschichte der Menschheit (W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart. 3., völlig neubearb. u.erw. Aufl., XVI u. 379 S. mit 145 Textabb. und 10 Tab., 12 Karten, 8 Kunstdrucktaf., Ln. DM 29.—) Mit dieser Neubearbeitung des archäologischen Standardwerkes gelingt es dem Autor, unter Berücksichtigung der Funde und Forschungsergebnisse der letzten 15 Jahre, den neusten Kenntnisstand der Urgeschichte wiederzugeben. Das Werk fand bereits früher dank seiner geschlossenen Konzeption und seiner guten Lesbarkeit weit über Fachkreise hinaus sehr rege Aufnahme. Wenn Verbesserungen vorgenommen wurden, so nur um up-to-date zu sein. Entscheidende Veränderungen erfuhr das Werk dadurch, dass z.B. eine Neugliederung der Stratigraphie des Eiszeitalters und eine revidierte Darstellung zur Abstammungstheorie des Menschen vorgenommen wurde. Neu wurde ein Abschnitt über das Fortleben urgeschichtlicher Wildbeuter-Kulturen bis in die Gegenwart aufgenommen. Nach wie vor eine hervorragende Einführung in den Bereich der ältesten Archäologie.

JIDDISCHE GESCHICHTEN AUS ALLER WELT

Die erste Sammlung jiddischer Erzählungen der letzten hundert Jahre in deutscher Sprache.

Herausgegeben und übersetzt von Hermann Hakel, mit 6 Zeichnungen von G. B. Fuchs, 352 Seiten, Ganzleinen DM 19,80.

Horst Erdmann Verlag

Tübingen und Basel

Briefe aus Litzmannstadt. Herausgegeben von J. Gumkowski, A. Rutkowski und A. Astel (Friedrich Middelhauve Verlag, Köln-Mühlheim. 134 S., br. DM 9.80) — Man hat es hier zweifellos mit einem der ergreifendsten Dokumente der jüngsten Zeit zu tun. 1961 wurde bei Grabungen in Auschwitz-Birkeneu in den Ruinen des ehemaligen Krematoriums III in einem deutschen Kochgeschirr das Brieftagebuch eines namenlosen Juden aus dem Grossghetto Lodz gefunden; beigefügt war der kurze Bericht eines Zelman Lewental, der das Manuskript in den Kleidern der Ermordeten fand und es im August 1944 vergrub. Nicht alles konnte mehr entziffert werden — aber es blieb genug, um daraus ein genaues Bild der Verhältnisse in dem bereits zum Tode verurteilten Ghetto zu gewinnen. Groteskerweise suchten die Insassen die Schuld für Hunger und allerlei Misstände weniger bei den "Endlösern der Judenfrage" als in den eigenen Reihen, vor allem bei dem "Ältesten der Juden." So erlagen selbst viele der Hauptopfer des Nazismus dessen raffinierter Propaganda und erkannten den tödlichen Ernst erst an der Schwelle der Gaskammern.

Die Gnosis — Wesen und Zeugnisse. Herausgegeben von Robert Haardt (Otto Müller Verlag, Salzburg. 348 S., DM 27.50) — Die Gnosisforschung hat einen breiten Boden gewonnen und eine starke Publizität. Trotzdem der Grossteil der älteren Literatur durch die neuen Erkenntnisse als überholt gelten kann, fehlte — von wenigen Einzelpublikationen abgesehen — bis jetzt eine breit umfassende und in jeder Hinsicht fundierte Erschliessung des Materials. Die vorliegende Sammlung erschliesst, auf kritische Forschungen gestützt und unter besonderer Beachtung einer adäquaten sprachlichen Gestaltung, nun erstmalig die reiche Fülle der Texte aus dem Gesamtbereich der spätantiken Gnosis und des daraus entsprungenen, heute noch existierenden Mandäismus. Den Texten ist eine Einführung in die Gedankenwelt der Gnosis vorangestellt, die Geschichte ihrer Erforschung und ihrer Auslegung.

Friedrich Hahn: Bibel und moderne Literatur. Grosse Lebensfragen in Textvergleichen (Quell Verlag, Stuttgart, 344 S., DM 24.80) — In seiner Konzeption geht das Buch von der Überzeugung aus, dass für die Bibel und die moderne Literatur der Mensch im Mittelpunkt steht. Es konfrontiert literarische Texte des 20. Jahrhunderts mit der biblischen Aussage und zeigt damit auf, dass es hier wie dort um die grossen, im Leben des einzelnen Menschen und der Völker niemals auszuschöpfenden Fragen, geht: um die

Fragen nach dem Woher und Wohin, dem Grund und dem Ziel des Lebens, um die Fragen nach dem Sinn des Leidens und dem Rätsel des Todes. Der Autor will aber nicht nur konfrontieren, er legt auch Anworten vor, Antworten der Bibel und der modernen Literatur, die naturgemäss sehr verschieden ausfallen; sie reichen vom Zeugnis der Bibel selbst bis zum extrem atheistischen Bekenntnis in der Literatur, und fordern zur eigenen Stellungnahme und Entscheidung heraus. Das Wertvolle an diesem Band ist die Tatsache, dass hier in bekannter Theologe auf seine Art durch die moderne Literatur führt und einer gewissermassen der Bibel entfremdeten Generation zeigt, wie grosse Schriftsteller unserer Zeit sich mit Problemen auseinandersetzen, die schon vor Jahrtausenden die Verfasser biblischer Bücher bewegt haben. Das Werk ist als praktisches Handbuch und als Lesebuch zugleich gedacht.

Hauptprobleme der politischen Soziologie. Von Prof. Dr. Rudolf Heberle (USA). (Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart. XI, 364 S., Balacroneinband DM 49.—) — Professor Heberle hat hier sein 1951 erschienenes Werk "Social Movements" erweitert und umgearbeitet, auf eine allgemeine Theorie der politischen Soziologie ausgerichtet und die Entwicklungstendenzen auf diesem Fachgebiet, sowie die seit der englischen Erstausgabe erschienene Literatur mitberücksichtigt. Die Darstellung erfasst vor allem diejenigen Probleme, die wesentliche Ansatzpunkte zur Entwicklung der politischen Soziologie geboten haben, wie etwa die grossen übernationalen sozialen Bewegungen oder Struktur, Organisation und Entwicklung politischer Parteien. Als eine der vordringlichsten Themen des Fragenkreises wurde die Soziologie der Revolution dergestellt. Kritisch untersucht wurde auch die Rolle der Parteien und Bewegungen in der Bildung des politischen Gesamtwillens und ihre Funktion bei der Formierung politischer Eliten.

Ilse Hess: Antwort aus Zelle Sieben. Briefwechsel mit dem Spandauer Gefangenen (Druffel-Verlag, Leoni am Starnberger See. 284 S., 2 Taf., Ln. DM 18.—) Nach der Entlassung Baldur von Schirachs ist Rudolf Hess bekanntlich der letzte und einzige Insasse des alliierten Kriegsverbrecher-Gefängnisses in Spandau. Die Gattin Rudolf Hess' lässt nichts unversucht, ihren Mann durch Appelle an menschliches Mitgefühl aus der Haft zu befreien. Diesem Zweck dienen auch die hier publizierten Briefe, die sie in den Jahren 1956 — 1966 mit Rudolf Hess gewechselt hat und die menschliche Anteilnahme an dem Schicksal des einstigen zweiten Mannes eines unmenschlichen Regimes erwecken sollen.

Karl Jakob Hirsch: Heimkehr zu Gott (R. Brockhaus Verlag, Wuppertal-Vohwinkel. R. Brockhaus-Taschenbücher Nr. 123. DM 3.—) Der Autor, ein Vertreter der expressionistischen Malerei und Literatur, Sohn deutsch-jüdischer Eltern, emigrierte nach der nazistischen Machtergreifung über Dänemark, die Schweiz nach den USA und erlebte in der Emigration seine persönliche "Heimkehr zu Gott", die er in dem vorliegenden Büchlein ausführlich schildert. Der Autor, der 1945 nach Deutschland zurückgekehrt war, ist 1952 in München gestorben.

Martha Hofmann: Konstellationen. (Bergland Verlag, Wien, 1966, 152 Seiten, 5.80 DM). — Die Wiener Dichterin legt hier achtzehn ihrer Essays aus den Jahren 1945 bis 1965 vor. Mit der gedanklichen Klarheit und sprachlichen Eindringlichkeit der geborenen Mittlerin und Lehrerin (Dr. Hofmann war seinerzeit am Wiener Chajes-Gymnasium tätig) gibt die Verfasserin einfühlsame Wesensbilder von Dichtern und Denkern wie Hofmannsthal, Rilke, Thomas Mann, Else Lasker-Schüler und Martin Buber. Besonders ansprechend sind die Studien über die Nobelpreisträgerin Nelly Sachs und Richard Beer-Hofmanns **Paula,** jenes "traumhaft schöne kleine Buch." Dass Prof. Hofmann auch mit der Gedankenwelt romanischer

Länder vertraut ist, bekunden die Aufsätze über Proust, Gide und Lorca. Dankenswert ist der Hinweis auf zwei verschollene österreichisch-jüdische Schriftsteller aus Theodor Herzls Kreis, Heinrich Kana und Oswald Boxer, denen wir in Herzls Tagebüchern und in **Altneuland** begegnen. Martha Hofmanns jahrelanger Aufenthalt in Palästina zeitigte unter anderem die feinfühlige Skizze über Jerusalem. **H. Z.**

Heinz Höhne: Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS (Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh. 600 S. mit 34 Abb. auf 16 Taf. und 7 Illustrationen im Text. Ln. DM 28.—) Es dürfte kaum eine gründlichere Arbeit über die Geschichte der Prätorianergarde Hitlers geben, jenem Männerorden mit der schwarzen Uniform, der doppelten Sigrune und dem Totenkopf, die zum Machtinstrument der Naziherrscher, zum Ausführungsorgan millionenfachen Mordes, aber zugleich auch zu einem Wirtschaftsimperium und zu einer der umstrittensten und umkämpftesten, beachteten und gefürchteten Organisation wurde, zu einem Staat im Staate. Höhne, Serienredakteur im "Spiegel", hat seine Arbeit zuerst in dem Hamburger Nachrichtenmagazin veröffentlicht und somit seinem Buch schon im voraus ein überaus lebhaftes Echo gesichert.

Jörg K. Hoensch: Geschichte der Tschechoslowakischen Republik 1918-1965 (W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart. 180 S., kart., Urban-Bücher, Bd. 96, DM 4.80) — Die Geschichte eines Staates, der auf den Trümmern der Donaumonarchie entstanden ist, innenpolitischer Zwist und seinen Minderheitenproblem zugrunde ging, schliesslich eine Restaurierung erlebte, um dann die Freiheit und Unabhängigkeit — wie auch einen Teil des Staatsgebietes — an die Sowjetunion einzubüssen, ist in diesem kleinen, aber materialreichen und aufschlussvollen Band dargestellt.

Arnold Hottinger: Fellachen und Funktionäre. Entwicklungswege im Nahen Osten (Kösel-Verlag, München. 211 S., DM 10.) Der Autor, langjähriger Korrespondent der "Neuen Zürcher Zeitung" im Nahen Osten und ein guter Kenner der Araber und des Orients, legt auch hier eine fundierte, von Sachkenntnis zeugende Arbeit vor. Allerdings steht die Frage offen, ob angesichts der neurotischen Züge, die in den meisten arabischen Staaten offenbar sind, eine von Vernunft getragene und behutsame Evolution sich durchzusetzen vermag. Hottinger selbst erläutert eingehend einen Aspekt dieser Entwicklung, und zwar die Tatsache, "dass Entwicklungshilfe in unterentwickelten Ländern sich fast unvermeidlich im Fortschreiten der Tyrannis auswirkt."

Joseph Jashuwi (Hugo Rosenthal): **Chinuch u Massoreth.** 40 Jahre Erziehung (Haifa, 1966). Der heute auf dem Carmel lebende, frühere Leiter des jüdischen Landschulheimes Herrlingen bei Ulm und später der "Ahawa" in Kirjat Bialik, legt in diesem Band Erfahrungen und Eindrücke nieder, die er im Laufe eines reichen Lebens gewonnen hat. Der aus dem Westfälischen stammende Verfasser widmet diesen Band dem Andenken von Meier Spanier, der von 1900 bis 1911 an der Spitze des Lehrerseminars in Münster stand (Marks-Haindorfsche Stiftung), und nach 1940/41 "freiwillig" aus dem Leben schied. Das Buch ist aber nicht nur wertvoll für den erzieherisch Interessierten, es ist eine wahre Fundgrube für die jüdische Zeitgeschichte. Jaschuwi zeichnet biographische Skizzen u.a. von Georg Landauer, Hans Beith und Zwi Golan. Ein Kapitel aus dem Jahre 1938/39 ist überschrieben: Vorschlag und Programm zur Errichtung eines Kindergemeinwesens (Medinath Jeladim), und gleich anschliessend erfährt der Leser etwas über die "Haltung der nationalen Instanzen". Die Tragödie der nahen Vergangenheit bestand auch darin, dass die führenden Gremien zuweilen schwere Unterlassungssünden begangen haben. Sie haben konkrete Vorschläge für

utopisch gehalten, welche bei maximalem Goodwill hätten verwirklicht werden können. Die heutige Generation sollte von diesem hervorragenden Mann lernen, was erlernbar ist.

H. Ch. Meyer

Chaim A. Kaplan: Buch der Agonie. Das Warschauer Tagebuch von Chaim A. Kaplan, hrsg. von A. I. Katch (Insel-Verlag, Frankfurt a.M., 408 S., Ln. DM 24.—) — Abraham I. Katch, Hebraist an der Universität New-York, fand bei der Erforschung jüdischen Schrifttums Mikrofilme der Kaplanschen Chronik, die sich über die Zeit zwischen dem deutschen Einmarsch in Polen am 1. September 1939 bis zum 4. August 1942 erstreckt. Nach dieser Zeit musste der Autor Kaplan das jüdische Schicksal der damaligen Zeit erlitten haben. Es ist eine genaue Beschreibung dessen, was Kaplan bereits erahnt hatte: des Lebens im Ghetto, des Terrors, des Verbrechens und des systematischen Mordes. Wie die jüdische Polizei des Judenrats zum Mittäter worden war, nachdem die anfänglichen Hoffnungen des Judenrats, Einfluss auf den Gang der Geschehnisse zu gewinnen, sich als eitle Hoffnung erwiesen hatten, wird ebenso zum Ausdruck gebracht, wie das Entsetzen der Insassen des jüdischen Wohnbezirks über den Umstand, dass die grosse Welt zu dem grausamen Verbrechen schwieg, das sich hinter seinen undurchdringlichen Mauern abgespielt hatte.

Joseph Kessel: Mein geliebtes Israel. (Verlag der Europäischen Bücherei, H. M. Hieronimi, Bonn, 140 S., 102 Fotos und 12 Farbtaf., Ln., DM 35.—) — Spürbar wuchs bis zum Ausbruch der schweren politischen Krise im Nahen Osten das Interesse in aller Welt, ganz besonders aber im deutschsprachigen Gebiet Europas, daran, Israels Aufbauleistung selbst an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen. Die ganze Fülle dessen, was das Heilige Land mit seiner jahrtausendealten Geschichte zu bieten hat, aber auch das moderne und jedem Besucher ungemein imponierende Israel finden sich hier in herrlichen Bilddokumenten und klugen Texten aus berufenen Federn zusammengefasst. Mit diesem 14. Band der in Europa und Amerika seit Jahren renomierten Reihe wird nach jahrelangen Vorarbeiten, eine Kostbarkeit vorgelegt.

Ernst Kornemann: Weltgeschichte des Mittelmeerraumes. Von Philipp II. von Makedonien bis Muhammed. Herausgegeben von Hermann Bengtson ungekürzte Sonderausgabe in einem Band (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München und Berlin. XVI, 1069 S. mit 11 Karten im Text und 11 Karten auf Beiblättern. Ln. DM 35.—) Das grosse nachgelassene Werk des bekannten Historikers schildert die 1000 Jahre zwischen dem Aufstieg Makedoniens und dem Einbruch der Araber in die Welt des Abendlandes, es bietet, eine Geschichte des Altertums aus der Perspektive der heute immer mehr im Mittelpunkt der Forschung stehenden Spätantike. Der Vordere Orient, die griechische Welt und das Römische Reich werden nicht für sich betrachtet, sondern es wir deutlich gemacht, was im Osten und im Westen der damals bekannten Welt gleichzeitig geschehen ist und wie diese Geschehnisse miteinander verflochten warden.

Karl Kraus: Die Dritte Walpurgisnacht. Hrsg. von Heinrich Fischer, mit einem Essay "Karl Kraus und die Zeitgeschichte" von W. Aff (Kösel-Verlag, München. 367 S., Ln. DM 12.80) — Diese Sonderausgabe der aufsehenserregenden Publikation von Karl Kraus, enthält zum ersten Mal den Versuch, diesem Werk den politisch-zeitgeschichtlichen Hintergrund mitzugeben, dessen Kenntnis nicht mehr vorausgesetzt werden kann. Der Band erschien nun in der preiswerten Reihe der "Bücher der Neunzehn", was zur Hoffnung Anlass gibt, dass dieses Werk von Karl Kraus endlich Zugang zu den breitesten Kreisen finden wird, insbesondere bei der jungen Generation.

Leo Krinetzki OSB: Das Alte Testament. Eine theologische Lesehilfe (Verlag Herder, Freiburg i. Br. 252 S., fol. br. DM 16.80) — Eine wichtige Neuerscheinung für alle, die nach einer hilfreichen Einführung in das Alte Testament Ausschau halten! Ohne bibelwissenschaftliche Fragen in den Vordergrund zu stellen, aber doch unter Verwertung aller ihrer Ergebnisse, bietet der Verfasser von Kapitel zu Kapitel einen fundierten, allgemeinverständlichen Kurzkommentar, der besonders die heilsgeschichtlichen Aspekte herausarbeitet. Der vorliegende Band I erläutert **Pentateuch, Geschichtsbücher and geschichtsähnliche Bücher;** zwei weitere noch folgende Bände werden die restlichen Bücher des Alten Testaments behandeln.

Kurt Lange / Max Hirmer: Ägypten. Architektur, Plastik, Malerei in drei Jahrtausenden. 4. erw. Aufl. mit Beiträgen von E. Otto und Chr. Desroches-Noblecourt (Hirmer Verlag, München. Mit 330 Tafeln, davon 60 in Farbe, Ln. DM 96.—) Dieses in sieben Sprachen erschienene Werk ist in der Neuauflage sowohl im Text- wie im Bildteil wesentlich bereichert und auf den neusten Stand der Forschung gebracht worden. So wurde an Hand vieler Neuaufnahmen der Baukunst, der Plastik, der Malerei und der Goldschmiedekunst die Zahl der abgebildeten Standardwerke der ägyptischen Kunst sehr beträchtlich erweitert. Von Bedeutung ist auch die Ergänzung der Farbtafeln auf das Dreifache gegenüber früheren Auflagen. Im Textteil neu hinzugekommen ist insbesondere das Kapitel über die Götter und Tempel des alten Ägypten von Dr. Otto. Der folgende beschreibende Teil der Kunstdenkmäler enthält in den einzelnen, die aufeinanderfolgenden Epochen erläuternden Abschnitten auch umfassende historische Übersichten, wobei insbesondere die Brennpunkte ägyptischer Geschichte durch zusätzliche Analysen ergänzt wurden. Vor allem die Zeit des Weltreiches ist von der historischen, kulturhistorischen und sozialpolitischen Seite beleuchtet. Die zitierten Hauptwerke der Literatur gewähren zusammen mit den kleineren poetischen Grabtexten und Liedern Einblick in das Denken der Zeit. Spezielles Augenmerk verdient auch die Abhandlung über die Nubischen Denkmäler, die interessante, noch wenig bekannte neue Einsichten enthält. Es ist dies eine wahrhaft hervorragende Kunstmonographie Ägyptens, wie sie kaum erschöpflicher geboten werden könnte.

Alexander Lernet-Holenia: Pilatus. Ein Komplex (Paul Zsolnay Verlag, Wien. 224 S., DM 18.50) — Lernet-Hilenia, einer der letzten dichterischen Repräsentanten des alten Oesterreich, ein "Kavalier der Feder", wird mit Recht als ein "unvergleichlicher Wortgoldschmied" gefeiert. Mit unverkennbar persönlichem Klang, in formvollendeter Sprache beteiligt er sich hier an der uralten Diskussion über die Pilatusfrage "Was ist Wahrheit?", um den Komplex Pilatus schliesslich als historisches und menschliches Phänomen zu umreissen. Als Beitrag zur Diskussion über das Christusproblem gedacht, wird in Szenenbildern. Kommentaren, Rückblenden und ebenso in Zitaten aus den Evangelientexten und Dokumenten Pilatus als Vorfahre jener stetigen Zweifler hingestellt, die wie später Hamlet, Galilei oder Faust, all jene Wahrheitssucher folgender Jahrhunderte, das Antlitz der abendländischen Kultur mitgeprägt hatten.

Hans Liebeschütz: Das Judentum im deutschen Geschichtsbild von Hegel bis Max Weber. Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck-Instituts, Bd. 17 (J. C. B. Mohr [Paul Siebeck] Verlag, Tübingen. 360 S., Ln. DM 35.—) — Dies ist der gelungene Versuch eines in seiner Lebens- und Bildungsgeschichte zutiefst dem Judentum und dem Historismus verpflichteten Autors, ein Bild jüdischen Denkens bzw. eine Darstellung des Verhältnisses von Judentum und Wissenschaft im 19. Jahrhundert zu geben. Die von ihm verfolgte Linie reicht von Hegel, Ranke, Abraham Geiger und Heinrich Graetz, den Vertretern des Historismus, über den Politiker Heinrich von Treitschke bis zu Jacob Burckhardt, Julius Wellhausen,

Eduard Meyer und Max Weber. Es gelingt ihm zu erweisen, dass wohl Inhalt und Methode durch die Verweltlichung und Verpolitisierung des Denkens grundlegend verändert wurden, dass die Form aber, die antike Religionsgeschichte und das Bild des zeitgenössischen Judentums zusammengebracht hatte, nicht zerbrochen ist.

Anja Lundholm: Halb und Halb (Albert Langen — Georg Müller Verlag, München. 384 S., Ln. DM 16.80) — Mit Schwung und souveränem Humor erzählt die Autorin die Geschichte eines aufgeschlossenen, sensiblen jungen Mädchens, einer talentierten Musikstudentin im Berlin der dreissiger Jahre, die ungeachtet der politischen und privaten Bedrängnisse zu sich selber findet und ein erfülltes Leben lebt.

Karl Marx (9. Mai 1897 — 15. Dezember 1966) **zum Gedenken.** Herausgegeben von Lilli Marx. — Wenigen zeitgenössischen jüdischen Persönlichkeiten ist es vergönnt einen Wirkungskreis zu besitzen, wie ihn der verstorbene Herausgeber der "Allgemeinen unabhängigen jüdischen Wochenzeitung" und Präsident der Zionistischen Organisation Deutschlands, Karl Marx, innehatte. Sein frühzeitiges Ableben hat deshalb ein besonders lebhaftes Echo in der Presse verschiedener Länder ausgelöst und zahlreiche jüdische und nichtjüdische Persönlichkeiten haben in Beileidsdepeschen und ausführlichen Nachrufen diese vielseitige Gestalt des jüdischen öffentlichen Lebens gewürdigt. Die Witwe von Karl Marx und derzeitige Herausgeberin der von ihm begründeten Zeitung, hat nun in einem umfangreichen Bande die Nachrufe und Presse-Veröffentlichungen, sowie den Text der Ansprachen in der Gedenkstunde für Karl Marx gesammelt und somit dem unvergesslichen Manne ein weiteres Denkmal gesetzt, nicht nur in den Herzen seiner unzähligen Freunde, sondern auch in deren Bücherschränken.

Andreas G. M. van Melsen: Evolution und Philosophie (Verlag J. P. Bachem, Köln. 246 S., Ln., DM 26.—) Das Evolutionsproblem ist in den letzten Jahren immer mehr in den Mittelpunkt der Diskussionen gerückt; einen wesentlichen Beitrag zu diesem Gespräch leistet der holländische Autor mit vorliegendem Werk. Er geht an das Thema nicht biologisch heran, sondern behandelt es vom philosophischen Standpunkt aus. Dabei spielt aber keinerlei Aversion gegen die Naturwissenschaften mit — im Gegenteil: In überzeugender Weise wird dargetan, dass zwar Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften voneinander abgegrenzt werden müssen, dass sie heute aber mehr denn je auch auf eine Zusammenarbeit angewiesen sind, durch die eine gegenseitige Befruchtung und Bereicherung entsteht. In den wichtigsten Abschnitten wird ausserdem der Beitrag der Naturwissenschaften zum Menschenbild umrissen, der Begriff Materie und Leben von philosophischer Warte aus beleuchtet und die Evolutionslehre eingehend betrachtet. Ein besonders interessantes Kapitel befasst sich mit dem Thema "Geschichte als Evolution". Wer sich ernsthaft mit dem Evolutionsproblem auseinandersetzen will, findet hier eine klärende Hilfe.

Thomas Molnar: Kampf und Untergang der Intellektuellen (Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München. 462 S., Ln. DM 19.80) — Ein brillantes Buch zu einem aktuellen Thema, ein Buch, das zu mancherlei Diskussionen führen und auch mancherlei Widerspruch erregen wird. Dem aus Ungarn stammenden, heute in den USA wirkenden Autor geht es um die Stellung des Intellektuellen in der heutigen Gesellschaft, um dessen Isolierung oder sein oft beklagtes "Versagen". Um die Situation verständlich zu machen, wird zuerst ein entwicklungsgeschichtlicher Abriss des Intellektuellen seit dessen Erscheinen in der Renaissance gegeben. In aufschlussreichen Abschnitten "Der Intellektuelle als Marxist" bzw. als "Progressist" bzw. als "Reaktionär" wird der Intellektuelle weitgehend mit Ideologien gleichgesetzt, wenn auch betont wird, dass er sich — seinem ganzen Wesen nach — nie ganz

mit einer Ideologie identifizieren konnte und kann. Das eigentliche Versagen des Intellektuellen sieht der Autor in der Tatsache, dass in der heutigen Industriegesellschaft ein neuer Typ des "Gesellschaftsingenieurs" das Erbe antritt. Auch wenn das Buch vorwiegend auf US-Verhältnisse zugeschnitten ist, wird es eine wichtige Mission bei der nötigen Selbstanalyse der Intellektuellen erfüllen.

Jonny Moser: Wie Judenverfolgung in Österreich 1938-1945. (Europa Verlag, Wien. 52 S., kart., S., 13.20) — Auf 52 Seiten im Taschenbuchformat die Judenverfolgung im NS-besetzten Österreich darzustellen ist gewiss ein vergeblicher Versuch. So kann es auch nicht verwundern, dass Mosers Unterfangen mit überaus dürftigen Ergebnissen endete. Was er zu bieten hat ist bereits publiziert worden und die Statistiken aus den Berichten über die Tätigkeit der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien und des Ältestenrates der Juden in Wien über Deportation, Emigration usw., können über die Mangelhaftigkeit der Arbeit kaum hinwegtäuschen.

László Nagy: Sturm über Russland. Lenin und die Grosse Revolution. Reihe: "Zeitgeschichte im Bild" (C. J. Bucher Verlag, Luzern. 200 S. mit 132 S. Bilddokumente. Linsonband, lam. Fr. 24.80) — Rechtzeitig zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution erscheint ein Bildband, der das Leben, Denken und Abenteuer Lenins schildert. Aber es geht nicht um eine Lenin-Biographie allein, sondern vielmehr um den schicksalsschweren Kampf, den der grosse Revolutionär Wladimir Uljanow gegen die Romanows geführt hatte, über die katastrophalen Zustände im zaristischen Russland, die die Revolution heraufbeschwört haben und schliesslich über die ereignisreichen Wochen und Monate des Jahres 1917. Der Abschluss des Bandes beinhaltet den Übergang vom Leninismus zum Stalinismus und damit auch schon den Beginn der grossen Ernüchterung.

Heinrich Nauer: 1300 Jahre Rom. Ein Streifzug durch die Geschichte des Römischen Reiches von der Gründung bis zum Untergang (Orell Füssli Verlag, Zürich. 218 S., Kivar, sFr. 14.80) — Dieser Band behebt den Mangel einer kurzgefassten und allgemeinverständlichen deutschsprachigen Geschichte Roms. Es gibt einen guten Überblick über 1300 Jahre römischer Geschichte, angefangen von der Gründung Roms im Jahre 753 v. Chr. bis zum Zusammenbruch nach dem Tode Kaiser Justinians. Doch es erfüllt zugleich auch den Zweck, dem Besucher Roms die zahlreichen Zeugnisse ruhmreicher Vergangenheit zugänglich zu machen.

Alfred Neumeyer: Lichter und Schatten (Prestel Verlag, München. DM 18.50) Alfred Neumeyer, heute Professor für Kunstgeschichte in Kalifornien, besuchte im Zuge seiner kunstgeschichtlichen Forschungen Hamburg, Berlin und deutsche Institute von Florenz und Rom. In dem vorliegenden Buch berichtet er in einer warmen und herzlichen Weise von seinen Freunden und Mitarbeitern, von Menschen, die seinen Lebensweg kreuzten, weist Lichter auf und auf Schatten hin, bezeugt Verständnis und beweist die versöhnliche Haltung eines reifen und an Erfahrungen reichen Lebens.

Armin Och: Mit Blut und Tränen (Schweizer Verlagshaus, Zürich. 416 S., Fr. 18.80) — Dieser mit vielen differenzierten Charakteren ausserordentlich fesselnd komponierte Roman des israelischen Lebens und Lebenskampfes ist in seiner Aktualität unübertroffen und ein lebendiges Zeugnis der Gegenwart und jüngster Vergangenheit. Im Mittelpunkt steht ein junger Deutscher, der von seinem Onkel die Wahrheit über die Nazi-Verbrechen am Judentum erfährt und sich daraufhin nach Israel begibt, um das Unverständliche zu verstehen. Er lernt dabei ein Mädchen kennen und lieben, macht die Bekanntschaft junger israelischer Grenzverteidiger, wird mit dem unbarmher-

zigen Alltag an den blutigen Grenzen konfrontiert und kann sich auf diese Weise ein abgerundetes Bild über Volk und Staat Israel machen. Ein aufrüttelnder und positiv zu wertender Roman.

J. K. Paasikivi: Meine Moskauer Mission. 1939 — 1941 (Holsten Verlag, Hamburg. 443 S., DM 26.80) — Gegenstand dieser Moskauer Mission des späteren finnischen Staatspräsidenten waren die sowjetischen Forderungen an Finnland vom Oktober 1939, deren Ablehnung durch Helsinki dann am 30. November zum Angriff gegen die Mannerheimlinie in Karelien führte. Was folgte, ist bekannt. Trotz des heldenhaften finnischen Widerstantes musste Passikivi dann doch im März 1940 Moskau den Friedensvertrag unterzeichnen, der Finnland ganz Karelien und die Errichtung eines sowjetischen Stützpunktes auf der Halbinsel Hanko kostete. Paasikivi, damals schon fast siebzig, erweist sich als ein hervorragender Erzähler. Seine Begegnungen mit Stalin und Molotow, seine Gespräche mit Mannerheim und Tanner, schildert er in spannender Weise. Die kluge Einführung des Herausgebers Gösta von Uexküll, erleichtert das Verständnis dieses in jeder Hinsicht interessanten politischen Buches.

Jens Rehn (Hrsg.): Die zehn Gebote. Exemplarische Erzählungen. Sonderausgabe der "Bücher der Neunzehn" (Rowohlt Verlag, Reinbek. 219 S., Ln., DM 9.80) — Dieser Sammelband legt Zeugnis ab für den Willen unserer Zeit zu einem Versuch einer intensiven und ehrlichen Gewissensforschung und spiegelt auf exemplarische Weise die verschiedenen Ausdrucksformen der deutschen Gegenwartsliteratur wider. Auch in unseren Tagen haben sich die auf dem Berge Sinai gegebenen Gebote als moralisches Grundgesetz erhalten, das sich in das Bewusstsein der Menschen eingeprägt hat. Die Schriftsteller zeigen Situationen auf, in denen Menschen in Konflikt mit den Weisungen des Dekalogs geraten und demonstrieren, wie sie sich aus der Krise befreien.

Dieter Ross: Hitler und Dollfuss. Die deutsche Österreich-Politik 1933—1934 (Leibniz-Verlag, Hamburg. 341 S., Ln. DM 25.—) Mit wissenschaftlicher Akribie folgt der Autor den äusserst verschlungenen Wegen der deutschen Österreich-Politik in den ersten Jahren der Hitler-Herrschaft. Dabei wird den aussenpolitischen Gesichtspunkten ebenso Rechnung getragen, wie den innenpolitischen. Das Werk wertet nicht nur die bereits sehr reiche einschlägige Literatur aus, es stützt sich auch auf zahlreiche unveröffentlichte Quellen. Es ist ein wichtiges Buch für jeden, der sich über die politische Entwicklung in der Dollfuss-Zeit orientieren will und gehört in die Bibliotheken über die Politik in der Naziära.

Baruch Spinoza — Letters to Friend and Foe. Redigiert und herausgegeben von Dagobert D. Runes (Philosophical Library, New York. $ 3.75) — Der Herausgeber versucht auch auf diese Weise, durch die Auswahl aus der sehr umfangreichen Korrespondenz des Baruch Spinoza, dem grossen Philosophen posthume Anerkennung zu verschaffen. Die Geschichte von Spinozas Leben, Kampf und Tod ist so ziemlich in allen Details bekannt. Manches Neue geht dennoch aus den Briefen hervor, die vermutlich nur in Kreisen betonter Spinoza-Freunde und Fachleute bekannt war.

Hermann Schaefer: Im Lande der Könige. Streifzüge durch Persien (Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf. 280 S. und 32 Taf., Ln. DM 22.50) — Eine Reise durch Persien, die gleichzeitig zu einer Reise in die grosse Vergangenheit dieses Landes wird. Persien war das erste Grossreich der Weltgeschichte — aus dem Alten Testament und der Geschichte des klassischen Griechenland sind diese "Perser" jedermann zumindest noch ein vager Begriff. Weniger bekannt sind schon die hochinteressanten religiösen Zusammenhänger (Zarathustra) oder die grossen kulturellen Leistungen des alten

Persien. Von all dem weiss der kundige Autor viel Aufschlussreiches und für den Laien Neues zu berichten. Von besonderem Interesse der Versuch, auf Grund eigener Forschungen und Überlegungen der Herrlichkeiten von Parsa (Persepolis) zu deuten. Die Themen dieser "Streifzüge" sind sehr weit gespannt, sie reichen von grauer Vorzeit bis zum heutigen Schah Reza Pahlevi, die ständigen Gegenüberstellungen des Einst und Jetzt sind besonders reizvoll. Ein empfehlenswerter, sorgfältiger und inhaltsreicher Bericht.

Karl Schaezler / Carl August Rau: Musikgeschichte in Umrissen. Von der Antike bis zur Gegenwart (Kösel-Verlag, München. 267 S., Ln. DM 19.80) — Diese überaus lebendig geschriebene Musikgeschichte stellt eine überarbeitete, ergänzte und auf die Jetztzeit abgestimmte Ausgabe eines erstmalig vor fast fünizig Jahren im gleichen Verlag erschienenen Werkes dar. Dass die Behandlung und Beurteilung älterer Stilepochen auch noch nach dieser Zeitspanne aufrechterhalten bleiben kann, spricht von der Gediegenheit des Werkes. Völlig neu geschaffen wurden die letzten drei Kapitel: "Die Übergangszeit im 20. Jahrhundert", "Die Neue Musik" und "Ausblick auf die neuesten Wege". Von Interesse für Fachleute und Musikliebhaber dürften auch die Hinweise über die Einwirkungen der Alten Meister auf die Werke der nachfolgenden Komponistengenerationen bis in unsere Tage sein. Die Kunst, eine zwar knappe, aber dennoch umfassende Musikgeschichte auf 267 Seiten zu unterbringen, und dabei sogar Begriffe wie serielle, elektronische und konkrete Musik vorzustellen, muss gelernt sein. Karl Schaezler hat es getan.

Untergrund und offene Gesellschaft. Zur Frage der strukturellen Deutung des sozialen Phänomens. Von Elias Siberski. Göttinger Abhandlungen zur Soziologie, Bd. 11 (F. Enke Verlag, Stuttgart. XII, 291 S., kart. DM 34.—) Es ist das Verdienst des Autors, die Spaltung in gesellschaftliche Öffentlichkeit und Untergrund aus der vordergründlichen Perspektive von normalem und abweichendem Verhalten auf ihren Ursprung zurückgeführt zu haben. Das Medium der Entzweiung von Gesellschaft und Untergrund wird zum Thema der Untersuchung. Die erkenntnistheoretische Aufarbeitung des zentralen Themas der Soziologie: die Frage nach dem Kriterium des soziologischen Gegenstandes, bezieht die grossen theoretischen Leistungen der Tradition in die Analyse ein. Es ist wohl nicht übertrieben zu behaupten, dass wir mit dieser Untersuchung an einem Wendepunkt der soziologischen Theorie stehen.

Karl-Heinz Schindler: Justinians Haltung zur Klassik. Versuch einer Darstellung an Hand seiner Kontroversen entscheidenden Konstruktionen. Reihe: Forschungen zum römischen Recht, 23. Abhdlg. Hrsg. von Max Kaser, Wolfgang Kunkel und Franz Wiecker. (Böhlau Verlag, Köln. XII, 363 S., br. DM 48.—). — Der Versuch, die Haltung Justinians zur klassischen römischen Jurisprudenz neu zu durchdenken bedarf einer Abgrenzung des Quellenmaterials, einer Antwort auf die Frage, warum die Haltung der die Gesetzgebung tragenden Kräfte als diejenigen Justinians bezeichnet wird und einer Begründung dafür, weshalb die Entwicklungsgeschichte des Rechts unter Justinian mehr und anderes gewesen ist als eine blosse Fortbildung des Rechts. Nimmt man nämlich an, dass in dem Gesetzgebungswerk Justinians mehrere Tendenzen wirksam sind, dann ist der Versuch gerechtfertigt, der feststellt, wie stark gerade die klassische Haltung gegenüber den anderen Wirkungskomponenten ist — und dass eine Tendenz sich der klassischen Jurisprudenz zuwandte, eine archaistische Tendenz und eine auf praktische Gesetzgebung ausgerichtete Tendenz bestanden haben, darf als sicher angenommen werden. Obwohl, wenn von Justinians Haltung gesprochen wird, der Name des Kaisers als umfassende Bezeichnung für alle Personen steht, die das Gesetzgebungswerk des Kai-

sers und besonders der betrachteten Konstitutionen geschaffen haben, hat der Autor der persönlichen Mitarbeit des Kaisers an der Gesetzgebung Raum gegeben. Ein wichtiges Werk als Beitrag zur gründlichen Erforschung der römischen Rechtseinflüsse auf Byzanz.

Adolf Schlatter: Synagoge und Kirche bis zum Barkochba-Aufstand. Vier Studien zur Geschichte des Rabbinats und der jüdischen Christenheit in den ersten zwei Jahrhunderten. Mit einem Geleitwort von Joachim Jeremias. Kleinere Schriften, Bd. 3 (Calwer Verlag, Stuttgart. 304 S., Ln. DM. 29.—) — Die in diesem Bande vereinigten, längst vergriffenen Spezialuntersuchungen — "Die Tage Trajans und Hadrians", "Die Kirche Jerusalems vom Jahr 70 bis 130", "Jochanan ben Zakkai, der Zeitgenosse der Apostel" und "Der Märtyrer in den Anfängen der Kirche" — geben ein eindringliches Bild der Geschichte des palästinensischen Judentums und der judenchristlichen Kirche bis zum Barkochbakriege 135/36 n. Chr., sowie eines der bedeutendsten Schriftgelehrten der apostolischen Zeit. Aus der lebendigen Darstellung der Gedankenwelt des Pharisäismus und des Rabbinats gewinnt der Leser nicht nur ein tieferes Verständnis der inneren Geschichte der Synagoge und Kirche dieser Zeit, sondern — und das ist das Anliegen des Autors — auch der Geschichte der christlichen Gemeinde.

Werner Smoydzin: NPD — Umwelt und Geschichte einer Partei. Analyse und Kritik. Reihe "Das Dokument", Bd. 3 (Ilmgau Verlag, Pfaffenhofen/Ilm. 281 S., Pb., DM 10.80) — Ein leitender Mitarbeiter des Bundesamtes für Verfassungsschutz, der bereits früher eine gründliche Darstellung des internationalen Faschismus und Neonazismus unter dem Titel "Hitler lebt!" veröffentlicht hatte, legt nun eine echte Dokumentation über die NPD in ihrer ursprünglichen Gestalt — also noch vor der Parteispaltung — unter Ausschöpfung sämtlichen Quellenmaterials vor. Ausgegangen von den Erfolgen der NPD bei Kommunal- und Landtagswahlen des Jahres 1966 bietet er eine Geschichte rechtsradikalistischer Sammlungsversuche von der SRP über die DRP, die DG und AUD bis zur NPD, deren politisches, wirtschaftliches und sonstiges Programmgut er genauestens untersucht. Das letzte Kapitel ist einer Auseinandersetzung mit der NPD gewidmet.

Heinrich Schnee: Die Hoffinanz und der moderne Staat. Sechster Band: Studien zur Wirtschafts-, Finanz- und Gesellschaftsgeschichte rheinisch-westfälischer Kirchenfürsten im letzten Jahrhundert des alten Reiches (Duncker & Humbolt Verlag, Berlin. 232 S., br. DM 49.60) — Auf die ersten fünf Bände dieses in jahrelangem Quellen- und Aktenstudium erarbeiteten Werkes ist bereits an dieser Stelle hingewiesen worden. Nun legt der Autor einen sechsten Band vor, dessen Inhalt sich auf neuerschlossene Quellen basiert und die Rolle aufzeigt, welche jüdische Hoffaktoren in den rheinisch-westfälischen Ländern gespielt haben. Man trifft altbekannte Namen jüdischer Finanziers und Faktoren wie Herschel Isaak Oppenheimer, Josef Süss Oppenheimer. Baruch Simon, Michael Meyer Breslauer, Löb Michael Bresslau, Salomon Oppenheim jr., Aaron Beer u.a. Das Werk Schnees ist nicht nur ein bedeutendes Stück deutscher Wirtschafts-, Finanz- und politischen Geschichte, sondern ebenso auch ein Stück Geschichte vom ehemaligen deutschen Judentum.

Rudolf Stadelmann: Vom Geiste des ausgehenden Mittelalters. Studien zur Geschichte der Weltanschauungen von Nicolaus Cusanus bis Sebastian Franck. Faksimile-Neudruck der Ausgabe von 1929 (Friedrich Frommann Verlag/Günther Holzboog, Stuttgart. 304 S., Ln. DM 32.—) Historie ist Interpretation der Erscheinungen. Dabei ist es allerdings nötig, den Gesichtspunkt zu wechseln und so gleichsam mit mehreren Teleskopen das

Objekt einzuschliessen — wobei dem Betrachter allerdings die volle Plastizität versagt bleiben muss, das ist auch beim Durchleuchten des Mittelalters und seiner Geistesgeschichte nicht anders. So ist in der vorliegenden Studie versucht worden, einen Teilstorm der defaitistischen Seite der Weltanschauung zu umschreiben. Die enthusiastische Richtung ist beiseite gelassen worden. Die Verwirrung war so gross, dass die Tendenzen selbst sich nicht mehr reinhalten konnten — besonders für das Jahr vor Luther ist es charakteristisch, dass die verschiedenen Richtungen allmählich ineinander übergingen und dadurch ihr Eigenstes abschwächten. In dieser kompromissbereiten Atmosphäre konnten sich jene milde Skepsis und mystische Allgemeinheit entwickeln, die man als erasmische Bildungsreligion zu bezeichnen gewohnt ist. In eigenen Zentren der Betrachtung stehen die Begriffe der Skepsis, der Resignation, der Emanzipation, des Pessimismus. Dem Autor ist hier ein Werk gelungen, das man nur empfehlen kann.

Jean-Francois Steiner: Treblinka. Die Revolte eines Vernichtungslagers. Vorwort von Simone de Beauvoir (Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg. 348 S., Ln. DM 21.50) — Wie sehr auch manche Kreise der Lektüre über die Gewalttaten der Nazimordmaschinerie überdrüssig sind — sie erstrecken sich über Täter und Opfer zugleich — so wurde dieses Buch doch ein internationaler Erfolg. Mit eisigem Humor und absichtlich unterdrückter menschlicher Regung, ohne jeglicher Anteilnahme wird in der vorliegenden Darstellung des KZ Treblinka bewusst die Welt des Grauens vergegenständlicht. Ein lesenswertes, zur Besinnung rufendes Epos über diese in eine unmenschliche Daseinsform gepressten Menschen, jenseits von Sprache, Nationalität oder Rasse, die sich durch eine Revolte aus der Erniedrigung zu befreien versuchen.

Fred B. Stern: Ludwig Jacobowski (Joseph Melzer Verlag, Darmstadt, 1966, 204 Seiten). — Der Berliner Dichter Ludwig Jacobowski (1868-1900) ist heute höchstens zünftigen Germanisten als führender Repräsentant des deutschen Naturalismus bekannt. Er war aber eine sehr interessante Erscheinung, ein Erzähler, Lyriker, Dramatiker und Herausgeber von Rang, der Verfasser der Romane **Loki, Roman eines Gottes** und **Werther, der Jude** ("das Dokument einer Menschenseele, deren innere Zerrissenheit zur Tragik des modernen Juden gehört") verdient es durchaus, der Vergessenheit entrissen zu werden. Dieser Aufgabe hat sich der in New York lebende Fred B. Stern mit wissenschaftlicher Akribie und vollem Erfolg unterzogen. Er bespricht und deutet Jacobowski den Menschen, Juden und Dichter und behandelt ihn insbesondere als "Typus der jungen jüdischen Intelligenz um die Wende des 19. Jahrhunderts und ihrer Zwitterstellung im deutschen Kulturkreis." Ein Literaturverzeichnis erhöht den Wert dieser sorgfältig gearbeiteten und lebendig geschriebenen Studie. **H. Z.**

Hans Jürgen Schultz (Hrsg.): Tendenzen der Theologie im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte in Porträts (Kreuz-Verlag, Stuttgart. 656 S., davon 16 Kunstdrucktaf., Ln. DM 28.—) Noch gibt es keine systematische Darstellung der Theologie in unserem Jahrhundert. Der vorliegende Band will dabei beispielhaft an 100 biographischen Essays die Theologie von heute in ihrer ganzen Vielseitigkeit, sowohl was die Persönlichkeiten als auch was die vertretenen Richtungen betrifft, aufzeigen. "Theologie" ist dabei keineswegs eng gefasst, sie wird "weniger als Ressort als vielmehr als Blickrichtung verstanden", auch nicht als Monopol einer Konfession. So sind neben katholischen, protestantischen und orthodoxen Theologen auch Juden und konfessionell nicht festgelegte Persönlichkeiten zu finden. Ein einheitliches Schema wird eingehalten: Zuerst steht jeweils eine Kurzbiographie, dann folgen Hinweise auf die wichtigsten Schriften, daran schliesst sich eine Wür-

digung und Einordnung der betreffenden Persönlichkeit durch ganz verschiedene Autoren, Schüler, Freunde, Historiker usw. Dies gibt dem Band, der somit die "biographische Komponente" der Theologie in den Vordergrund stellt, grosse Lebendigkeit.

Jan Svoboda: Tschechoslowakei. Landschaft, Geschichte, Kultur (W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart. 196 S., 16 Kunstdrucktafeln, 24 Fotos, 1 Karte. Ln. DM 24.—) Svobodas Reisebuch öffnet jedermann die Augen für die Schönheit einer alten Kulturlandschaft, die unglücklicherweise in der letzten Zeit ziemlich unwirtlich geworden ist, was jedoch nicht der Landschaft, sondern eher den Hausherren am Hradschin zur Last zu schreiben ist. Man durchwandert Prag, die südböhmische Parklandschaft, die mährischen Ausgrabungsfelder, Brünn, den mährischen Karst, die Burgen und Schlösser entlang der Waag, die Hohe und Niedere Tatra u.sw. und kehrt schliesslich nach Pressburg zurück. Was das Buch besonders liebenswert macht, ist die Anschaulichkeit und Begeisterung, mit der der Autor seine Heimat zu schildern versteht. Ausserdem wird man umfassend und genau über kultur- und kunsthistorische Besonderheiten informiert.

Christopher Sykes: Kreuzwege nach Israel. Die Vorgeschichte des jüdischen Staates. (C. H. Beck'sche Verlag. München. VIII, 448 S. mit 8 Taf. DM 38.—) Dieses Buch versucht einen grundlegenden Abschnitt der jüngsten jüdischen Geschichte zu schildern und zu werten, nämlich das Werden des Judenstaates zwischen der Balfour-Deklaration bis zur Staatsproklamation am 15. Mai 1948. Es ist eine weitgehend kompetente Darstellung eines englischen Kenners der zionistischen Geschichte, der nicht zögert auch die britische Mandatspolitik in Palästina kritisch zu beleuchten. Die Verwirklichung eines Ideals — nämlich des zionistischen Traumes von der Wiederbelebung jüdischer Staatlichkeit — führt Sykes auf der einen Seite auf den geradezu unglaublichen und heroischen Idealismus der Pioniere der Kolonisation Palästinas zurück, andererseits aber auf die Auswirkungen der nazistischen Judenverfolgung in Europa, durch die zahlreiche und für die Entwicklung des Landes wertvolle Elemente ins Land geführt wurden. Alles in allem ist dies ein informatives Buch, das vor allem im Auslande einen Einblick in die Vorgänge ermöglicht, die zur Jetztzeit führten.

Prof. Dr. Wilhelm Treue / Dir. Dr. Herbert Pönicke / Karlheinz Mangold: Quellen zur Geschichte der industriellen Revolution. (Musterschmidt-Verlag, Göttingen. 288 S., br., DM 38.—) — Die industrielle Revolution rief nicht bloss wirtschaftlich-technische Umwälzungen hervor, sondern auch gesellschaftliche, politische, weltanschauliche und menschliche Umwälzungen, die zum Teil heute noch nicht zum Stillstand gekommen sind. Der vorliegende Band bietet eine Quellenauswahl von etwa 140 Texten, an denen sich die Symptome und Etappen der industriellen Revolution ablesen lassen. Die Dampfmaschine ermöglicht überhaupt erst das Entstehen von Industrien, in Lokomotiven eingebaut lässt sie die Entfernungen zusammenschrumpfen, der Bergbau wird mechanisiert, Textilindustrien entstehen, der Staat beginnt technische Lehranstalten zu errichten. Der Fortschritt hat aber gewaltige Schattenseiten: Die schrankenlose liberal-kapitalistische Wirtschaft feiert Orgien an Ausbeutung des immer stärker anwachsenden Industrieproletariats (und legt damit den Grundstein zum Marxismus). Am Ende der industriellen Revolution im engeren Sinn kündigen sich neue Elemente an, die die Entwicklung in noch viel weitere Dimensionen vorantreiben: Die Ausnutzung der Elektrizität, der Otto- und Dieselmotor... Die Texte berücksichtigen nicht nur Deutschland, sondern auch zahlreiche andere Länder und lassen sich deshalb mannigfaltig auswerten.

Leo Trotzki: Geschichte der russischen Revolution. Mit einer Einleitung von Janko Musulin (S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M., 760 S., Ln. DM 22.—) Leo Trotzki, dessen wohl bedeutendstes hinterlassenes Dokument, nämlich die Geschichte der russischen Revolution, nun in einer Neuausgabe erscheint, war Akteur und Chronist zugleich. Das muss nicht immer vorteilhaft für den Chronisten sein, aber hier spielt der glückliche Zufall eine Rolle, dass Trotzki sein Werk bereits im. Exil, also aus geographischem und zeitlichem Abstand geschrieben hat. Trotzki kennt die Dinge von innen her, er kennt alle Zeugnisse und kennt die Zeugen, aber er lässt sich von den Quellen nicht überwältigen. Souverän löst er manche Widersprüche auf, verwickelt sich selber in andere, aber er enthüllt die Struktur des realen Geschichtsablaufes und darauf kommt es schliesslich bei einem Buch wie diesen in erster Reihe an.

Rahel Varnhagen: Briefwechsel mit August Varnhagen von Ense. Hrsg.: Friedhelm Kemp (Kösel-Verlag, München. 479 S., Ln. DM 19.80) — In der Reihe Lebensläufe erschien dieser zweite Band aus dem Briefwerk der Rahel Varnhagen. Es ist eine gelungene Auswahl aus den sechs Bänden des 1874/75 von Ludmilla Assing veröffentlichten Briefwechsels zwischen Rahel und August Vernhagen von Ense, unter besonderer Berücksichtigung der Jahre vor der Eheschliessung. Der Anhang enthält neben einem Nachwort des Herausgebers einige Bemerkungen zur Textgestalt, eine Bibliographie, biographische Notizen, Anmerkungen und ein Personenregister.

Hermann Weber: Die kommunistische Internationale. Eine Dokumentation (Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH, Hannover. 411 S., Ln. DM 24.80) — Die vorliegende Sammlung wichtiger Dokumente vermittelt einen Querschnitt durch die Kominternpolitik, ihr programmatisches Denken, revolutionäres Handeln und taktisches Verhalten, aber auch durch ihre organisatorische Struktur und die Fehleinschätzung von Situationen. Um ein authentisches Bild zu geben, wurden nur wichtige und offizielle Verlautbarungen, wie Stellungnahmen, wesentliche Entschliessungen der Führungsspitze, grundsätzliche Artikel des Organs "Die Kommunistische Internationale" usw. aufgenommen. Drei innerorganisatorische Briefe der Moskauer Kominternführung — zwei davon werden das erstemal veröffentlicht — zeigen die Methode der Anleitung nationaler Sektionen durch die Moskauer Zentrale. Das Buch trägt wesentlich zum Verständnis des Kommunismus, wie er sich heute bietet, bei.

Benjamin Welles: Spanien — Ende einer Diktatur? (R. Piper & Co. Verlag, München). — Der Leiter des Washingtoner Büros der "New York Times" und Sohn des früheren US-Staatssekretärs Summer Welles, der mehrere Jahre in Madrid gelebt hat, schildert hier die Vorgänge und Strömungen hinter den Kulissen des offiziellen Spanien. Franco und die Falange widersetzen sich einer Lockerung der Diktatur, aber bei den früheren Verbündeten — den Männern von Kirche, Kapital und Monarchie — sind bereits Liberalisierungstendenzen zu erkennen, werden geheime Fäden zu Christdemokraten, Sozialisten, Kommunisten und Intellektuellen auf der Seite der Opposition geknüpft. Auch die Zeit spielt eine wichtige Rolle, der wirtschaftliche Aufstieg, die Touristik, die Unmöglichkeit einer Isolation in einem immer kleineren und immer enger zusammenrückenden Europa. Ein intelligent geschriebener und scharfblickender Bericht, der Spanien so realistisch, wie nur möglich darstellt.

Franz Werfel: Das lyrische Werk. Herausgegeben von Adolf D. Klarmann (S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M., 620 S., Ln. DM 34.—) Diese Ausgabe vereint zum erstenmal Franz Werfels gesamtes lyrisches Werk. Zu den früher erschienenen bekannten Gedichtbänden gesellt sich die Fülle der Verse aus dem Nachlass, Handschriftliches oder in längst verschollenen

Zeitschriften und Anthologien Gedrucktes. So vermag der Leser den Weg des Lyrikers nachzuschreiten, vom Jugend- und Menschheitsrausch des Expressionismus bis zur Klärung der all sein Dichten beherrschenden Weltfrömmigkeit und Gottgläubigkeit in der Todesnähe der Exiljahre. Die Gedichte aus dem Nachlass "reichen von den frühesten Versuchen des sechzehnjährigen Gymnasiasten bis zu den allerletzten Skizzen des Todkranken", wie der Herausgeber, Adolf D. Klarmann bemerkt.

Gerhard Wettig: Entmilitarisierung und Wiederbewaffnung in Deutschland 1943 — 1955. Internationale Auseinandersetzungen um die Rolle der Deutschen in Europa. Band 25 der Schriften des Forschungsinstituts der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik (R. Oldenbourg Verlag, München. 683 S., Ln. DM 75.—) Thema dieses neuen Werkes ist die aktive wie passive Rolle Deutschlands — bzw. seiner beiden Teile — in der internationalen Politik des ersten Jahrzehnts nach dem Zweiten Weltkrieg unter dem Blickwinkel militär-politischer Entscheidungen. Der Verfasser hat alle gedruckten Dokumente für seine Arbeit herangezogen und ausserdem in jahrelangen Bemühungen zahlreiche neue Quellen erschlossen; so ist es ihm möglich, ein umfassendes Bild der grossen Wandlungen zu geben, die sich zwischen 1943 und 1955 in der Deutschlandpolitik der Siegermächte vollzogen haben.

Thomas Whiteside: Wennerström, der perfekte Agent (G. B. Fischer Verlag, Frankfurt a.M., 192 S., Ln. DM 14.—) Stig Erik Constans Wennerström, ehemals Oberst der schwedischen Luftwaffe, Luftattaché in Moskau und Washington, Chefberater seiner Regierung, in Abrüstungsfragen, sitzt jetzt wegen Spionage als Häftling Nr. 991 auf Lebenszeit im Langholmen-Gefängnis von Stockholm ein. Thomas Whiteside durchleuchtete die Akten mit Hilfe amerikanischer Abwehrspezialisten und beantwortet die zwei Hauptfragen dieses sensationellen Spionagefalles: Warum verriet Wennerström? Und: wie konnte er, ohne Verdacht zu erregen, sich 15 Jahre lang Berge von Geheimmaterial verschaffen und den Russen übergeben? Dieser Tatsachenbericht übertrifft jeden noch so raffiniert gesponnenen Spionageroman.

Elie Wiesel: Jenien in der UdSSR. Antisemitismus im Sowjetreich (Bechtle Verlag, München. 153 S., DM 16.80) — Der talentierte Schriftsteller Elie Wiesel, ein israelischer Journalist ungarischer Herkunft, der in New York lebt und in französischer Sprache schreibt, hat eine Reportage zustandegebracht, wie sie bisher der vergebliche Wunsch eines jeden Journalisten gewesen sein mag, der über die Juden in der UdSSR schrieb — nämlich einen Bericht zu verfassen — in welchem weder die Zahlen und die Orte, noch die Tatsachen — die zu Herzen gehenden und seelenergreifenden Begebenheiten zu trüben vermochten. Wiesel, dessen tiefes, religiöses Bekenntnis zum Judentum sich auf jeder Seite seines Buches wiederspiegelt und der sich längere Zeit in der Sowjetunion aufhielt, gibt uns seine deprimierenden Eindrücke wieder von der zum Schweigen gebrachten sowjetischen Judenheit. Was ihn bekümmert, ist das Schweigen bzw. das nach Wiesel und seinen zahlreichen sowjetjüdischen Gesprächspartnern zum Verzweifeln magere Interesse der Juden in der Welt am Schicksal ihrer Brüder in der Sowjetunion.

Subskriptionseinladung

HUGO GOLD

GESCHICHTE DER JUDEN IN ÖSTERREICH

(History of the Jews in Austria)

(EIN GEDENKBUCH)

★

Unter Mitwirkung der hervorragendsten Gelehrten und Forscher in der ganzen Welt

★

Mitarbeiter u. a.

B. M. Ansbacher, Jerusalem / Dr. Mosche Atlas, Jerusalem / Arthur Baar, Ramat-Gan / Zeev Barth, Ramat-Gan / Dr. Alex Bein, Jerusalem / Bernhard Braver, Wien / Werner J. Cahnman, New York / Meir Färber, Tel-Aviv / Prof. Artur Freud, Jerusalem / Dr. N. M. Gelber s.A., Jerusalem / Dr. E. J. Goerlich, Wien / Dr. Kurt Grunwald, Jerusalem / Hofrat Dr. Otto Guglia, Wien / Dr. Jehoschua Guvrin, Tel-Aviv / Stadtarchivar Dr. Hanns Jäger-Sunstenau, Wien / Dr. Israel Zwi Kanner, Tel-Aviv / Dr. Oscar Karbach, New York / Dr. Isidor Klaber, Tel-Aviv / Dr. Erich Körner, Wien / Georg Künstlinger, Wien / Dr. A. Lichtenstein, Tel-Aviv / Dr. Arie Menczer, Haifa / Dr. F. S. Morgenstern, Tel-Aviv / Walter Pillich, Wien / Dr. Oscar Rabinowicz, New York / Dr. Herbert Rosenkranz, Jerusalem / Prof. Dr. Kurt Schubert, Wien / Prof. Dr. Israel Smotricz, Tel-Aviv / Dr. Karl Schwager, Holon / Prof. Dr. Hermann Sternberg, Tel-Aviv / Peter H. Stignitz, Wien / Dr. Silvio Stössel, Tel-Aviv / Chanan Trau, Tel-Aviv / Prof. Dr. N. H. Tur-Sinai, Jerusalem / Dr. H. J. Zimmels, London / Prof. Dr. Harry Zohn, Newton.

Vor Erscheinen $ 20.—. Nach Erscheinen $ 35.—

PUBLISHING HOUSE
"OLAMENU" TEL-AVIV. P.O.B. 3002 (ISRAEL)

SOEBEN ERSCHIENEN

HUGO GOLD

GESCHICHTE DER JUDEN IN WIEN

(EIN GEDENKBUCH)

Aus dem Inhalt: *Vom Beginn der Ansiedlung bis zur Vertreibung im Jahre* 1421 / *Brand in der Judengasse* 1406 / *Gesera* / *Das zweite Wiener Ghetto* 1625 - 1670 / *Das Zeitalter der Hofjuden* 1673 - 1782 / *Das Toleranzedikt und seine Folgen* 1782 - 1847 / *Von der Revolution bis zum I. Weltkrieg* 1848 - 1914 / *Der Erste Weltkrieg* 1914 - 1918 / *Nach dem ersten Weltkrieg bis zur Vertreibung* 1918 - 1938 / *Die letzte Vertreibung und Vernichtung der Wiener Juden* 1938 - 1945 / *Hitler. Die Kristallnacht in Wien* 10. *November* 1938 / *Das Ende* 1939 - 1945

★

Wiener Jüdische Institutionen, Verbände, Denkmäler und Wirkungsstätten der Wiener Juden bis zur Vertreibung

★

Die Mitglieder des letzten Kultusvorstandes, Institutionen und Kommissionen der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien vor der Vernichtung im Jahre 1937

★

Auswanderung
Die Deportationen
Die wichtigsten KZ-Lager in denen sich Juden aus Wien und Österreich befanden

★

Wiener Juden in der Welt

★

Literaturnachweis

★

Grossoktavformat. Reich illustriert. $ 20—
Numerierte und vom Herausgeber signierte Exemplare (Luxusausgabe) $ 50.—

PUBLISHING HOUSE
„OLAMENU" TEL-AVIV, P.O.B. 3002. (ISRAEL)